

Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

Band: 59 (2002)

Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus

Maureen Alden: Homer beside himself. Para-narratives in the *Iliad*. Oxford University Press, Oxford 2000. XV, 384 p.

L'hypothèse qui se trouve à la base de ce livre est que rien, dans la longue narration de l'*Iliade*, ne relève du hasard ou de la négligence. C'est donc un travail essentiellement «unitarien». L'auteur se propose d'analyser ce qu'elle nomme des «para-narratives», nous dirions «récits annexes», ou «récits de la marge», pour montrer comment ils entretiennent des relations fondamentales avec la trame profonde de l'*Iliade*. Selon elle, c'est la notion des supplications (λύται) repoussées qui constitue l'axe fondamental du poème (e.g. la conclusion p. 289sq.). Quoiqu'il en soit de cette vision particulière, le lecteur découvre dans ce livre une *Iliade* riche de contrepoints (par exemple, la manière dont les jeux funèbres en l'honneur de Patrocle forment un commentaire de l'ensemble du poème, allant jusqu'à reproduire la situation de conflit initiale [la querelle entre Antiloque et Ménélas: la solution du différend étant cette fois-ci du type de celle que Nestor avait vainement proposée lors de la dispute d'Achille et d'Agamemnon, pp. 20sq. et 109sq.]; d'autres exemples privilégiés sont le bouclier d'Achille ou le récit de Phoinix lors de l'ambassade du chant 9). Cinq appendices complètent la réflexion (dont, notamment, une intéressante mise au point sur la question controversée de l'échange des armures entre Glaukos et Diomède). Peut-être un instrument d'analyse comme la notion de «mise en abyme» aurait-il été utile: la guerre des Etoliens et des Courètes obéit très exactement à ce modèle, davantage qu'à un simple effet de miroir (cf. pp. 236–241, où l'on admirera cependant la richesse de l'érudition); peut-être aussi le rattachement de ces procédures aux techniques de mémorisation des aëdes aurait-il mérité un développement dans le cadre de l'appendice B. Tel qu'il se présente, cependant, ce livre constitue un magnifique stimulant de la réflexion pour tous ceux qui sont convaincus que les épopeïes homériques seront toujours plus riches que ce que les analyses peuvent en dire. L'insertion de l'*Iliade* dans la réalité contemporaine est sobrement soulignée par la présence d'un poème de Michael Longley (*Ceasefire*, paru dans *Irish Times* le 3.9.1994, au moment des trêves en Irlande du Nord).

André Hurst

Irene J. F. de Jong: A Narratological Commentary on the *Odyssey*. Cambridge University Press, Cambridge 2001. XX, 627 S.

Nur wenige Jahre nach dem Gesamtkommentar von A. Heubeck (1988–1992) und dem intertextuellen Kommentar von G. Danek (1998) lässt die Autorin einen narratologischen Kommentar zur *Odyssee* folgen. Den Unterschied zu konventionellen Arbeitsformen sieht de Jong in der Vernachlässigung mikrotextueller Fragen zugunsten einer Behandlung von meso- und makrotextuellen Aspekten (S. VII), wobei aber beide Begriffe leider nirgendwo definiert werden. Quervergleiche (etwa zur jeweiligen Einleitung zu den Apologen) zeigen, dass diese neue Kommentarform trotz mancher Überschneidung durchaus ihre eigenständige Bedeutung hat und dem Leser – auf reicher bibliographischer Grundlage – eine Vielzahl von Beobachtungen zur Präsentation der *fabula* oder zu den neu gestalteten «type-scenes» anbietet. Die Kritik kann dort einhaken, wo de Jong den strikt narratologischen Bereich verlässt und abzuklären versucht, welche Motive die Figuren zu bestimmten vom Erzähler nicht erklärten Handlungen führen und was für Motive der spezifischen Stoffgestaltung der *Odyssee* zugrunde liegen (z.B. S. 511). Die erste Frage ist durch den Begriff der «actorial motivation» (S. XI) abgedeckt. Aber anstelle der lakonischen Bemerkung «An actorial motivation is usually explicit» hätte man sich eine systematische Darstellung der Kriterien gewünscht, mit deren Hilfe sich *implizite* Motive einzelner Helden erschliessen lassen. Ebenfalls störend ist die Behandlung der zweiten Frage, weil hier regelmäßig eine Verwechslung von Erzähler und Autor unterläuft. Es war ein grosser Fortschritt in der Literaturwissenschaft, diese Kategorien deutlich zu sondern (für Homer

z.B. J. Morrison, *Homeric Misdirection*), und man sollte diesen Fortschritt nicht gefährden durch die Verwendung des Begriffs «narrator», wo eindeutig die historische Person des Dichters gemeint ist (z.B. S. 168f. und 215). Letztlich ist diese Konfusion wohl ein Zeichen dafür, dass die synchrone/narratologische Interpretationsmethode doch der diachronen/historischen Ergänzung bedarf, wozu die Autorin sich aber besser offen bekannt hätte (cf. dagegen die explizite Ablehnung auf S. VIII). Trotz diesen Abstrichen wird das Buch nun ein unentbehrlicher Führer sein für alle, die sich für eine bestimmte Szene oder Erzähltechnik der *Odyssee* interessieren.

Peter Grossardt

Jürgen-Eckardt Pleines: Heraklit. Anfängliches Philosophieren. Studienbücher Antike 9. Olms, Hildesheim/Zürich/New York 2002. 217 S.

Dieses Buch bietet keine neue Textausgabe, sondern will die Lesenden auf einen spezifischen Aspekt im Denken Heraklits aufmerksam machen. Der Autor greift Heraklits Logosbegriff auf und schlägt eine kühne Interpretation vor, die Logos als einen in sich gespannten Begriff im Sinne einer Harmonie erklärt, der in der Musik dem Intervall entspricht. Pleines nennt ihn den «strittigen Logos», der, als das «Wider- und Gegenspannende», das konstitutive Prinzip alles Gegenständlichen und gedachten Seins nach Heraklit ist. In dieser Analyse schuf der Epheser ein neues Denkmodell, das Wirklichkeit als anhaltenden Prozess beschreibt, dessen Momente zueinander im Verhältnis immerwährender Wechselwirkung stehen. Er habe die damaligen Welt- und Wirklichkeitsmodelle verworfen und ihnen seine These, wonach der Logos die Umschreibung einer Verhältnisbestimmung und ein Beziehungsbumpriff über gegensätzliche und zugleich aufeinander bezogene Momente ist, entgegengestellt. In seiner Kritik der üblichen Verstandesmodi habe Heraklit ein Gedankensystem entwickelt, das Wirklichkeit als Wechselspiel gegenwärtiger Momente und als Harmonie verstand, die auf distinkten und zugleich geordneten Tönen aufbaut.

Das Publikum wird anhand von Heraklits Aussagen zu einem schnell wechselnden Dialog mit Platon, Aristoteles, Philosophen der Neuzeit und des zwanzigsten Jahrhunderts eingeladen, was im Text nicht immer begründet ist. Doch bietet diese Arbeit eine interessante Neuinterpretation von Aspekten des Heraklitschen Denkens, die den gedankengeschichtlich interessierten Leserkreis anspricht.

Martina Stemich

Ian Rutherford: Pindar's Paeans. A Reading of the Fragments with a Survey of the Genre. Oxford University Press, Oxford 2001. XVI, 546 S.

Obschon seit der Erstpublikation von Grenfell und Hunt (1908) zehn Paiane Pindars in beträchtlichem Umfang vorlagen, blieben sie zusammen mit weiteren Entdeckungen lange ein Stiefkind der Philologie. Erst mit S. Radts hervorragender kommentierter Ausgabe (1958) des 2. und 6. Paians erregten diese vernachlässigten Gedichte größere Aufmerksamkeit. Freilich mündete das neu erweckte Interesse bald in eine überbordende Kontroverse, ob der Dichter in der 7. Nemee einen im 6. Paian begangenen Fehlritt rechtfertigte. Einen willkommeneren Beitrag zum umfassenden Verständnis der Gedichte leistete G. Bona, der 1988 das ganze Corpus kommentierte und ins Italienische übersetzte (dazu s. diese Zeitschr. 50, 1993, 227). Die zwei neuerlichen Studien, von L. Käppel (1992) und S. Schröder (1999), sind dem Paian als Gattung gewidmet; und diesem Thema wendet sich, mit Berücksichtigung von Käppels Arbeit, auch Rutherford im ersten Teil der Einleitung (3–136) seines lange angekündigten Buches zu. Aus der Masse teilweise widersprüchlicher Zeugnisse lässt sich lediglich erkennen, dass der Paian vornehmlich einen an Apoll gerichteten Bittgesang bezeichnet, der von einem männlichen Chor tanzend aufgeführt wurde. Im zweiten Teil (137–182) untersucht R. die Textgeschichte der pindarischen Paiane sowie ihre dichterische Eigenart. Darauf folgt eine neu in zehn Gruppen geordnete Ausgabe der Fragmente mit Übersetzung und ausführlicher Besprechung («reading») der einzelnen Stücke. Einer übersichtlicheren Darstellung der Gedichte hätte m.E. ein lemmatischer Kommentar besser gedient. Für den geduldigen Leser hält der Band aber eine Fülle hilfreicher Auskunft bereit.

B. K. Braswell

G. O. Hutchinson: Greek Lyric Poetry. A Commentary on Selected Larger Pieces (Alcman, Stesichorus, Sappho, Alcaeus, Ibucus, Anacreon, Simonides, Bacchylides, Pindar, Sophokles, Euripides). Oxford University Press, Oxford 2001. XVIII, 532 S.

In seinem Buch stellt Hutchinson anhand 20 ausgewählter Stücke der wichtigsten Dichter den Bereich der altgriechischen Lyrik dar (sinnvollerweise mit zwei Chorliedern aus der Tragödie abgerundet; S. 1–67). Höchst verdienstvoll ist die Tatsache, dass die Überlieferung der Texte nachgeprüft und gegebenenfalls korrigiert wurde. Dennoch zeigt sich H. sehr zurückhaltend, was allfällige Ergänzungen anbelangt (s. Preface, IX). Dagegen ist der Kommentarteil sehr ausführlich gehalten (S. 69–467): Auf eine umfassende Einführung zum jeweiligen Dichter, in welcher das historisch-geographische Umfeld abgesteckt und die soziale Rolle mit Berücksichtigung der gesamten Produktion zu einem lebendigen Bild nachgezeichnet werden, folgt eine detaillierte Darstellung der ausgewählten Stücke, in welcher sowohl die metrische Struktur als auch alle relevanten textkritischen und interpretatorischen Schwierigkeiten diskutiert werden. Man mag hier bedauern, dass H. auf eine Übersetzung verzichtet hat. Eine solche hätte m.E. nicht nur viele Diskussionspunkte leichter nachvollziehbar gemacht (z.B. S. 169–170 die feinen Überlegungen zum viel diskutierten Sappho-Gedicht $\varphi\acute{a}\nu\tau\acute{a}\iota\mu\iota\kappa\acute{h}\nu\acute{o}\varsigma$), sondern möglicherweise auch zu differenzierteren Entscheidungen bei der Textgestaltung und Interpretation beigetragen (z.B. S. 246, wo Ibuc. PMGF S151, 24 εὐ zum vorausgehenden σεσοφισμέναι geschlagen wird, wo es doch viel natürlicher mit ἐμβαίνειν λόγῳ – welches keine crux verdient – verbunden bleibt, vgl. M. L. West, *Greek Lyric Poetry*, Oxford 1993, 96 «could easily cover in story»; S. 311, wo Simon. PMG 543,3 transitivem ἔρειτεν notwendiges μιν – leicht verderbt als μην überliefert – mit der Begründung «not necessarily required at all» abgesprochen wird). Eine reiche Bibliographie (S. 468–507) sowie hilfreiche Indices (S. 509–532) runden das Werk ab. Zweifelsohne stellt H.s Buch einen wichtigen und fruchtbaren Beitrag zur Erschließung der grösstenteils fragmentarisch überlieferten altgriechischen Lyrik dar. Jeder, der sich mit einem der behandelten Dichter kritisch auseinandersetzt, nimmt es mit Gewinn zur Hand (auch oder gerade wenn man in einigen Punkten anderer Meinung ist).

Orlando Poltera

Lutz Käppel: Die Konstruktion der Handlung der Orestie des Aischylos. Die Makrostruktur des «Plot» als Sinnträger in der Darstellung des Geschlechterfluchs. Zetemata 99. Beck, München 1998. 310 S., 4 Faltkart.

In dieser Tübinger Habilitationsschrift betrachtet der Verf. die *Orestie* nicht in voller Komplexität, sondern nimmt sich nur einen Aspekt, in diesem Fall die Handlung, den «plot», als Kausalzusammenhang heraus, um aus dieser Perspektive doch eine Gesamtinterpretation zu wagen. Das bedeutet nichts anderes, als dass Verf. alle drei Teile der Trilogie unter dem Prinzip der kausalen Kohärenz betrachtet, also wie sich die einzelnen Teile der Handlung konsequent auseinander ergeben müssen. (Diese kurze Paraphrase des Inhalts lässt denn auch den etwas unglücklich gewählten Titel der Studie verständlich werden.) Dem *Agamemnon* wird hierbei als Grundlage der beiden folgenden Teile eine besondere Aufmerksamkeit zuteil, die sich auch im Umfang niederschlägt.

Auch wenn sich die Interpretation z.T. in konventionellem Rahmen bewegt, bietet die Studie doch eine ausgezeichnete Gesamtinterpretation dieses schwierigen Werkes des Aischylos, das in der früheren Sekundärliteratur häufig hinter den (zweifellos notwendigen) Diskussionen von Einzelproblemen zu verschwinden drohte (so z.B. zum Adlerzeichen in Aulis, *Agamemnon* 109ff.). Gerade weil der Gewinn in dieser Hinsicht so gross ist, wird deutlich, dass es des übergreifenden Ansatzes, der sich auf den philosophischen Kausalitätsbegriff stützt (und insofern ähnliche methodische Schwierigkeiten aufwirft wie etwa eine Applikation moderner Literaturtheorie oder psychologischer Konzepte auf antike Literatur), überhaupt nicht bedurft hätte.

Christine Walde

Claudia Preiser: Euripides: Telephos. Einleitung, Text, Kommentar. Spudasmata 78. Olms, Hildesheim/Zürich/New York 2000. 647 S.

Mit ihrer Haller Dissertation legt P(reiser) erstmals eine umfassende Studie zu einer im Altertum weithin bekannten und von Aristophanes ausgiebig parodierten Euripides-Tragödie, dem *Telephos*, vor. Das Buch gliedert sich in drei Hauptteile: 1. ausführliche Einleitung (S. 39–115) zum *Telephos*

mythos, zum Platz und zur Handlung des Stückes in der Tetralogie des Jahres 438 v.Chr.; 2. Testimonia und Fragmente (S. 117–166); 3. Kommentar (S. 167–573). Im Anhang (S. 575–593) werden zudem die Testimonia und Fragmente diskutiert, deren Zuweisung an Euripides' *Telephos* zweifelhaft ist. Ein ausführlicher Stellenindex sowie eine aufgeschlüsselte Bibliographie und Konkordanzen runden die Studie ab. Gegenüber der Fragmentausgabe bei Nauck² sind neu fünf Fragmente dazugekommen (nur zwei davon durch Papyrusfunde). Im überaus detaillierten und materialreichen Kommentarteil werden die Einordnung der verschiedenen Fragmente in die Tragödie, metrische Probleme und dann v.a. inhaltliche und textkritische Aspekte (nach Lemmata geordnet) diskutiert sowie ein kompletter Forschungsüberblick gegeben. Schade, dass die deutsche Übersetzung im Kommentarteil und nicht neben dem Fragment selbst steht. Weshalb sich das echte Testimonium (Timocl. Fr. 6 K.-A.) im Kommentar, und dort sogar nur als Fussnote befindet (Anm. 258), bleibt unerfindlich. Die in Anm. 351 notierte Langmessung der ersten Silbe von *γίγνομαι* (als *coniunctio gravis* vermerkt) stellt die bei den Tragikern übliche Messung dar und sollte daher nicht als zusätzliches Element für die Bevorzugung der zweikonsonantischen Wertung von *muta cum liquida/nasali* in den Anfangsversen des euripideischen *Telephos*-Prologes herangezogen werden. Diese kritischen Bemerkungen schmälen in keiner Weise die Leistung von P.: Wer sich mit dem *Telephosmythos* und seiner theatralischen Umsetzung beschäftigt, kann nunmehr auf eine umfassende Fragmentsammlung zurückgreifen, die ihm dank des reichen Belegmaterials auch eine eigene Meinungsbildung ermöglicht. Orlando Poltera

Roberto Campagner: Lessico agonistico di Aristofane. Lessici 3. Edizioni dell'Ateneo, Rom/Pisa 2001. 339 S.

Dieses Lexikon ist die erste Abteilung eines von Paola Angeli Bernardini geplanten *lessico generale dell'agonistica nel mondo greco antico*, das dereinst das einschlägige Vokabular der literarischen und epigraphischen Texte von Homer bis zu den späten Lexikographen umfassen soll. Es enthält in alphabetischer Reihenfolge ca. 300 Wörter aus den erhaltenen Komödien und den Fragmenten (PCG III 2) des Aristophanes. Bei jedem Wort wird vermerkt, ob es als terminus technicus im eigentlichen Sinn, in (*) allgemeiner technischer Verwendung, (**) mit möglicher technischer Bedeutung, (***) nicht technisch, aber im Kontext mit technischem Bezug, oder (?) in möglicher Verbindung mit Sport oder Wettkampf verwendet wird, dazu (°) wenn es nur als Konjektur oder v.l. belegt, wenn es ein (h[apax]) oder eine vox (u[nica]) bei Aristophanes ist. Zu jedem Lemma werden eine italienische Übersetzung, der ausgeschriebene Kontext, antike und moderne Interpretationen, Bemerkungen zum Gebrauch bei anderen Autoren und Erklärungen zum Kontext gegeben. Der sachliche Zusammenhang der über das Alphabet verstreuten Wörter und ihre Zuweisung zu einzelnen Sportarten werden in der Einleitung (7–13) erklärt. Ein Verzeichnis der benützten Ausgaben (15–22) und eine Bibliographie (22–45) weisen die Herkunft der sachlichen und sprachlichen Information und spezieller auf das Thema bezogener Interpretationen nach. Das ist im ganzen ein sehr sorgfältig gearbeitetes Buch, das auch zum Textverständnis des Aristophanes nützliche Beihilfen bringt. Thomas Gelzer

Gerrit Kloss: Erscheinungsformen komischen Sprechens bei Aristophanes. Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 59. De Gruyter, Berlin/New York 2001. VIII, 317 p.

La question du comique et de sa genèse est l'une des plus complexes qu'il soit. G. Kloss a le mérite d'avoir su démêler le riche entrelacs des ressorts du rire mis en œuvre par Aristophane pour délimiter et définir exactement le domaine qu'il a choisi d'analyser: les formes de la parole comique. On se trouve ainsi au cœur même de l'art d'Aristophane. Comme G. Kloss le remarque, ce poète exploite en effet avant tout la parole pour faire rire son public, alors que la comédie nouvelle misera davantage sur l'intrigue en prenant l'allure d'une comédie de situation, ou pour mieux dire, d'une *commedia degli errori*. En s'appuyant sur les méthodes de la linguistique pragmatique, G. Kloss replace systématiquement les propos des personnages comiques dans leur contexte d'énonciation (au niveau de la fiction scénique comme aussi en regard des conventions qui régissent la représentation dramatique) et montre par quelles voies diverses le comique peut naître de l'échec d'un acte de communication. Cette perspective permet d'expliquer ce qui suscite le rire dans un acte de parole bien mieux que l'analyse rhétorique et stylistique traditionnelle, comme le prouvent les interprétations détaillées de

très nombreux passages d'Aristophane qui enrichissent l'exposé de G. Kloss et le rendent si passionnant à lire. Un chapitre fort convaincant propose une définition très conséquente et fertile du $\beta\omega\mu\lambda\chi\omega\zeta$. Par ses remarques, cette figure se met en dehors du temps et de l'espace scéniques. Public du point de vue des personnages et personnage du point de vue du public (qui reconnaît en lui son double sur la scène), le $\beta\omega\mu\lambda\chi\omega\zeta$ induit chez les spectateurs distance et ironie par rapport à la situation dramatique. Sa présence est ainsi une convention tout à fait caractéristique du spectacle comique précisément dans la mesure où elle «dérange» l'illusion théâtrale. Appréciable également le chapitre final: «Die Prolog und die Ökonomie der Komik», où l'on trouve une typologie des prologues en lien avec des considérations sur les formes récurrentes de la composition des pièces d'Aristophane. Récurrentes, mais sans cesse sujettes à des variations et en constante évolution. Ce dernier pan de l'ouvrage fait éclater le cadre thématique précis annoncé par le titre, mais vu qu'il permet de mieux comprendre comment Aristophane fabrique ses comédies, qu'importe!

Alessandra Lukinovich

Poetae Comici Graeci. Vol. I: Comoedia Dorica. Mimi. Phlyaces. Ediderunt Rudolf Kassel und Colin Austin. De Gruyter, Berlin/New York 2001. XXXVII, 396 S.

Mit der Zugabe und der Anordnung der in diesem Bande gesammelten Zeugnisse und Fragmente der disparaten Autoren, die nicht zur Komödie im eigentlichen Sinn gehören und nicht alle Dorer sind, folgen die Herausgeber (S. VIIf.) dem Vorbild von Georg Kaibels erstem (und einzigen) Faszikel der *Comicorum Graecorum Fragmenta* (1899): *Comoedia Dorica* (1–183), *Mimi* (185–255), *Phlyaces* (257–288), *Anonyma Dorica* (289–300, noch nicht bei Kaibel), *Glossarium Italioticum* (301–332). Natürlich war nach über 100 Jahren manches zu ergänzen (namentlich die Papyrusfunde, zu- meist schon in *CGFP*, 1973) und zu erneuern (nach neuen Ausgaben der Trägerautoren), und dabei wurden in vielen Fällen die Textgestalt und die Reihenfolge verändert. Besonders willkommen sind die gegenüber Kaibel viel reichhaltigeren *interpretationis subsidia*, in denen die Herausgeber auch auf die Bände II bis VIII der *PCG* zurückgreifen konnten, so dass nun durchgehend der Zusammenhang der Überlieferung sowie der antiken und modernen Deutungen überblickbar wird. Von jeder der drei Abteilungen ist nur je ein Autor durch Titel und Fragmente einigermaßen deutlich fassbar. Alle andern werden nur im Zusammenhang mit diesen als Vorfürher, Zeitgenossen oder Nachfolger genannt. Für uns sind sie kaum mehr als Namen. Die grossen Gewinner sind, dank der Papyri, Epicharm (8–137), die *Ψευδεπιχάρμεια* (138–176) und Sophron (183–253). Problematischer sind die *Phlyaces*, wo nur Rhinton (260–270), der $\alpha\omega\chi\gamma\zeta\tau\eta\zeta\kappa\alpha\lambda\omega\mu\epsilon\eta\zeta\iota\lambda\alpha\sigma\tau\omega\gamma\omega\delta\iota\zeta$, $\ddot{\text{o}}\ \dot{\text{e}}\text{σ}\text{τ}\text{i}\ \varphi\text{l}\text{u}\text{a}\text{n}\text{a}\text{k}\text{o}\text{γ}\text{a}\text{f}\text{ί}\text{a}$, noch im Umriss erkennbar ist, während Sopatros (275–287), der in Alexandria in ionischem Dialekt schrieb, nicht als Phlyakograph gelten kann (wie Sotades, den schon Kaibel ausschloss, 275). Die Angaben in den Quellen zur Herkunft, zur Dichtungsart und zur Chronologie der Autoren sind unzuverlässig und widersprechen sich oft. So ist in den meisten Fällen über Vermutungen nicht hinauszukommen. Dafür liegt jetzt das Material neu gesammelt und gesichtet vor, für die weitere Arbeit erschlossen durch Konkordanzen (mit Kaibel, Diels-Kranz VS, Olivieri, Deminańczuk, *GLP* [Page], *CGFP*) und drei Indices (*titulorum*, und, kompiliert von R. Kerkhof: *verborum, fontium*). In add. et corr. ad vol. VI 2 ein neues Fragment zu *Υμνίς* (395). Als nächster ist Menander vol. VI 1 angezeigt.

Thomas Gelzer

Rainer Kerkhof: Dorische Posse, Epicharm und Attische Komödie. BzA 147. Saur, München/Leipzig 2001. X, 194 S.

Die geringfügig überarbeitete Fassung einer Kölner Dissertation dient quasi als Begleitband zu *PCG* vol. I, dessen Wort- und Quellen-Indices der Verf. besorgt hat. Im ersten Hauptteil behandelt er die Dorische Posse (1–50), im zweiten den Einfluss Epicharms auf die Alte attische Komödie (51–177). Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. In der Einleitung (1–12) referiert er über die frühere Forschung, welche «die Entstehung der Komödie» ausgehend von den Konstruktionen und Nachrichten des Aristoteles mit Hilfe archäologischer Zeugnisse wie der viel späteren Phlyakenvasen und der korinthischen Dickbauchtänzer aus dem 6. Jh. zu rekonstruieren versuchte. Die Megarischen Späße (17–24), die mehrere Komiker als vulgär ablehnten, weisen wohl auf eine zeitgenössische Megarische Posse hin. Aristophanes lässt (*Ach.* 729ff.) einen Megarer mit solchen Späßen auf-

treten. Wie alt diese Posse war und ob sie Einfluss auf die attische Komödie ausgeübt hat, lässt sich nicht erweisen. Epicharms Herkunft und Lebenszeit sind nicht eindeutig zu bestimmen. Gesichert ist einzig das Datum der Νᾶσσοι: terminus post quem 477, unter Hieron (57). Aus verschiedenen Zeugnissen kombiniert der Verf. die Hypothese, «dass Epicharm bei einem angenommenen Geburtsdatum um 530 als 25-jähriger 505 aufführte» (lange vor Gelons und Hierons Herrschaft in Syrakus), und wegen der bezeugten langen Lebenszeit (90 oder 97 Jahre) wohl bis nach 458 (Aischylos' letzte Aufführung in Athen vor seinem zweiten Sizilienaufenthalt; 58f.). Zuerst behandelt er die Pseudepicharmeia (59–115), dann Epicharms Werk (116–133). Wahrscheinlich ist, dass Aischylos in Sizilien mit Epicharm zusammentraf. Der Verf. nimmt an, dass er die *Perse* und in einigen seiner Mythenparodien Satyrspiele des Aischylos verwendete und, umgekehrt, dass Sophokles und Euripides in ihren Satyrspielen auf Epicharm Bezug nahmen (136–143). Direkter Einfluss auf die attische Komödie ist möglich, aber nicht sicher nachzuweisen (144–173). Aristoteles sagt, die Komposition zusammenhängender Handlungen sei ἐξ ἀρχῆς aus Sizilien gekommen, in Athen habe als erster Krates den persönlichen Spott aufgegeben zugunsten des Stoffes von allgemeiner Art (*Poet.* 1449b 5–9; 173–177). Von Form und Inhalt der älteren Komödie konnte Aristoteles allerdings nichts wissen, da sie erst seit der Zeit des Kratinos schriftlich überliefert wurde (vgl. *Poet.* 1449a 37ff.). So ist auch nicht zu erweisen, ob Krates wirklich der erste war und ob nicht umgekehrt erst nach Kimon der persönliche Spott die Komödie zu dominieren begann.

Thomas Gelzer

Matteo Pellegrino: Utopie e immagini gastronomiche nei frammenti dell'Archaia. Eikasmos. Quaderni Bolognesi di Filologia Classica. Studi 4. Pàtron, Bologna 2000. 299 S.

Das spezielle Interesse des Verf. ist auf Speisen und Getränke, Ess-Sitten und -Rituale und ihre kultur-anthropologische Bedeutung gerichtet. Gestützt auf die umfangreiche neuere Forschung, gibt er eine Einführung in die Darstellung der Ernährung in der griechischen Literatur (Homer, Hesiod, Symposiendichtung, Iambographen, Lyrik, Satyrspiel, in technischen Schriften zur Diätetik und zur Kochkunst und, ausführlicher, in der Komödie; S. 7–39). Den Hauptteil bildet ein Kommentar zu 14 bei Athenaios erhaltenen Fragmenten mit Aufzählungen von Speisen, in zwei Abschnitten: I (S. 45–154) neun an einem Ort (Athen. 6,267e–270a) zusammengestellte Fragmente aus Stücken, in denen verschiedene Arten von 'Schlaraffenland' dargestellt sind (Kratinos 176; Krates 16 und 17; Telekleides 1; Pherekrates 113; Nikophon 21; Metagenes 5; Aristophanes 520); II (S. 157–261) fünf in Athen. verstreute (Aristophanes 33 und 581; Hermippus 63; Pherekrates 50; Plato Com. 189). Der Verf. sucht darin Belege für die «teoria bachtiniana della 'carnevalizzazione della letteratura'», dargestellt im «motivo della grande bouffe» (S. 7). Er gibt zu jedem Fragment den Text nach Kassel/Austin, eine ital. Übersetzung, sorgfältige Erörterungen zur Datierung, zum Inhalt, zur Textkritik und vor allem wohl-dokumentierte Erklärungen zur sachlichen Identifikation, zur Schätzung und Verbreitung der genannten Speisen und der gastronomischen Begriffe (Index der interpretierten griech. Wörter S. 297–299). Von dieser Seite her bietet das Buch auch für andere Bereiche der Literatur sehr nützliche Ergebnisse (Index der diskutierten Stellen S. 287–291).

Thomas Gelzer

Jörg Friedrichs: Aufschlussreiche Rhetorik. Ein Versuch über die Redekultur und ihren Verfall bei Thukydides. Spektrum Politikwissenschaft 12. Egon, Würzburg 2000. 134 S.

In diesem angenehm zu lesenden und klar aufgebauten Buch fokussiert Friedrichs sein Augenmerk auf die politischen Reden bei Thukydides. Indem er diese einander gegenüberstellt, an der historischen Realität misst und ihre Fortentwicklung beobachtet, zeichnet er ein facettenreiches Bild der einzelnen Redekulturen. Sein differenzierter Ansatz – die Reden werden weder als «Instrumente des Autors, mit denen dieser seine Geschichtsschreibung orchestriert» noch als historische Dokumente betrachtet, vielmehr führten sie «ein Eigenleben innerhalb des thukydideischen Werkes» (S. 20) – gereicht paradoxe Weise Thukydides selbst zu grosser Ehre, erweist sich doch seine Objektivität geradezu als exemplarisch. Gleichzeitig erhellt F. auch die Verankerung des thukydideischen Gedankengutes in der ihn prägenden Epoche. Provokativ schliesst der Hauptteil der Studie mit der (nicht uninteressanten) These, dass, sofern man von einer Intention des Autors sprechen könne, diese darin liege «zu zeigen, welch verheerende Wirkung der Krieg auf die politische Kultur der einzelnen

Staaten ebenso wie des Staatensystems ausübt» (S. 106). Aufschlussreich ist sodann der Anhang, in welchem die Stellung von Thukydides in der seit rund fünfzig Jahren bestehenden und von der anglo-amerikanischen Forschung dominierten Disziplin der Politikwissenschaft kritisch beleuchtet wird.

Orlando Poltera

Demosthenes: On the Crown. Edited by Harvey Yunis. Cambridge University Press, Cambridge 2001.

XIV, 314 p., 1 carte.

Dans un contexte académique où la lecture des orateurs attiques jouit d'un succès mitigé, la parution de cette édition du *De corona* contribue à un renouveau réjouissant. L'ouvrage de Y. suit un schéma classique, avec une introduction, le texte grec, un commentaire, une brève analyse de la structure du texte, une table chronologique, une riche bibliographie, et enfin un index plutôt maigre. Après l'étude monumentale d'Arnold Schäfer (*Demosthenes und seine Zeit*), parue au XIX^e siècle, puis le gros commentaire du *De corona* par Hermann Winkel (1976), et enfin l'édition de Stephen Usher (1993), comportant traduction et commentaire, on peut se demander quel est l'apport original de Y. à notre lecture de Démosthène. On répondra sans hésitation que l'ouvrage constitue un instrument de travail idéal, tant pour les enseignants que pour les étudiants, pour aborder en séminaire le *De corona* dans le texte original. L'introduction, quoique concise, fournit au lecteur les éléments essentiels pour accéder au discours, tout en évitant toute forme de jargon académique. Y. privilégie la pertinence sur l'érudition gratuite, et esquisse de manière brillante son interprétation du procès qui a opposé Démosthène à Eschine. Le texte grec résulte de la compilation des éditions érudites antérieures; Y. a choisi de ne retenir que les éléments réellement pertinents pour la compréhension du texte, renvoyant son lecteur à des éditions savantes pour un appareil critique plus détaillé. Le premier volume des discours de Démosthène dans les *Oxford Classical Texts* sous la plume de Mervin Dilts répondra à cette attente en particulier. Relevons encore que Y. a renoncé à reproduire les documents annexes cités dans le cadre du procès (témoignages, décrets, etc.), arguant du fait qu'aucun de ces textes ne peut être considéré comme authentique. Le commentaire, qui occupe trois fois la place prise par le texte grec, fournit au lecteur tous les éléments nécessaires à une bonne compréhension du discours. On y trouvera notamment des explications de langue, de style, d'histoire, sans que Y. abandonne jamais la vue d'ensemble du discours.

Paul Schubert

Aristote: Catégories. Texte établi et traduit par Richard Bodéüs. Collection des Universités de France. Les Belles Lettres, Paris 2001. CCXVIII, 319 p. (2–71 double).

Longtemps, l'édition oxonienne des *Catégories* procurée par L. Minio-Paluello (1949, réimpr. 1956) a fait autorité. Celle que fournit aujourd'hui R. Bodéüs est appelée à la supplanter rapidement. Elle se fonde sur un examen pratiquement exhaustif des données de la tradition directe, dans laquelle il a privilégié les trois fragments papyrologiques connus et treize manuscrits; surtout elle vise à rééquilibrer par rapport à Minio-Paluello l'apport des deux sources disponibles, la tradition directe et la très riche tradition indirecte, dont R. Bodéüs ramène l'apport à de plus justes dimensions (seuls l'arménien et le latin de Boèce sont utiles). Positif, l'appareil critique est d'une richesse extrême, bien que l'éditeur ait renoncé à enregistrer toutes les variantes au bas des pages; le reste prend la forme d'un appendice II *supplementum criticum* (p. 183–251). Certes, le témoignage des commentateurs néoplatoniciens a été mis à profit, mais il s'en faut que l'examen ait été systématique. R. Bodéüs, pour la première fois, comble cette carence de la recherche (p. 159–181 appendice I: textes cités par les commentaires anciens), non sans offrir un exposé fort bien étayé sur la méthode à employer. Ce qui ressort de ce travail est un texte différent de celui de Minio-Paluello sur plus de 170 lieux variants. Les explications indispensables font l'objet d'un appendice III *Remarques critiques* (p. 253–304). Les parties proprement philosophiques du travail sont tout aussi foisonnantes de nouveautés. Le texte fondamental que sont les *Catégories* méritait un investissement intellectuel aussi considérable. Le *κτῆμα ἐς αἰεί* que vient de donner R. Bodéüs constitue un des fleurons de la collection où il prend place.

Jacques Schamp

Les géographes grecs. I: Introduction générale; Ps.-Scymnos, Circuit de la Terre. Texte établi et traduit par Didier Marcotte. Collection des Universités de France. Les Belles Lettres, Paris 2000. CLXVIII, 310 S. (104–149 doppelt).

Die Neubearbeitung der *Geographi Graeci minores* (GGM hg. von C. Müller, 2 Bände, Paris 1855 und 1861) und ihre moderne wissenschaftliche Erschliessung sind ein dringendes Desiderat. Bedeutung haben die Fahrtenbücher, Küsten- und Erdbeschreibungen nicht bloss für die historische Geographie und die Onomastik; die mythographischen und lokalhistorischen Einlagen bereichern auch unsere Kenntnis von der gelehrten und exegetischen Literatur. Durch seine Vertrautheit mit der Periplus-Literatur ist Marcotte für das anspruchsvolle, auf 7 Bände geplante Vorhaben bestens vorbereitet. Eine ausführliche Gesamteinführung (150 S.) in die «Géographes grecs» stellt die einzelnen geographischen Werke vor, diskutiert die Entstehung des zweigliedrigen Corpus (D und A) in frühbyzantinischer Zeit und zeichnet dessen Überlieferungs- und Editionsgeschichte nach. Aufbauend auf der grundlegenden Studie von A. Diller, *The Tradition of the Minor Greek Geographers* (1952), bringt der Verf. die Forschungsprobleme nicht nur umsichtig und kompetent, sondern auch leserfreundlich auf den neuesten Stand.

Den zweiten Teil des Bandes füllen Einleitung, Neuedition und reich annotierte Übersetzung einer Periodos, welche L. Holste (1595/6–1661) fälschlicherweise Skymnos von Chios (2. Jh. v.Chr.) zugeschrieben hatte. Hinter der anonymen, in iambischen Trimetern geschriebenen und dem bithynischen König Nikomedes (II. oder III.) gewidmeten Reisebeschreibung vermutet Marcotte als Verfasser den athenischen Chronographen Apollodor. Im gleichen Zug macht er ihn zum sicheren Autor eines iambischen Gedichts Περὶ γῆς, welches F. Jacoby unter den *Spuria* einreicht (FGrHist 244 F 313–330). Benutzung dieses Werkes ist in den *Ethnika* des Stephanos von Byzanz bezeugt, weshalb Marcotte im Anhang seines Bandes die Fragmente (auf der Grundlage von Meineke und Jacoby) neu ediert. Im Hinblick auf einen späteren Nachdruck sei aus der Arbeit an der Neuedition der *Ethnika* folgendes notiert: Fr. 5 καλῶς widerspricht dem Sprachgebrauch der *Ethnika*; zu Recht vermutet Meineke Verderbnis eines ursprünglichen κακῶς und erwägt folgerichtig Δεοβίκαι. Stephanos' wahrscheinlichste Quelle hier ist Strabon 11,8,8 (δεοβικας), der allerdings von einem Nominativ Δέοβικες ausgeht. Fr. 20 περὶ γῆς QR, περιηγήσεως P. Der Band ist eine beeindruckende wissenschaftliche Leistung, welche in die Neubearbeitung des Geographencorpus grosse Erwartungen setzt.

Margarethe Billerbeck

Charles Brittain: Philo of Larissa. The Last of the Academic Sceptics. Oxford University Press, Oxford 2001. XII, 406 S.

Der Verfasser legt die erste Monographie über Philon von Larissa vor. Sie umfasst eine Einleitung, ein Kapitel über Philons Leben, ferner zwei Kapitel, in denen der Verfasser drei klar zu unterscheidende Phasen von Philons erkenntnistheoretischer Entwicklung rekonstruiert: In der ersten vertrat Philon uneingeschränkte Unerfassbarkeit und Zurückhaltung in der Nachfolge von Kleitomachos, in der zweiten wies er gemeinsam mit Metrodoros die uneingeschränkte ἐποχή zurück, nicht aber die uneingeschränkte Unerfassbarkeit, die er erst in der dritten Phase der römischen Bücher auch fallen liess. Die dritte Phase verbindet die Anerkennung von Erkenntnis im Bereich der Erfahrung mit einem Skeptizismus gegenüber philosophischer Erkenntnis. Es folgen zwei Kapitel über die Einheit der Akademie, wie sie Philon in seiner dritten Phase sah. Schliesslich erhalten in den beiden letzten Kapiteln die Ethik und Rhetorik eine mit der Erkenntnistheorie der römischen Bücher verträgliche Interpretation. Der Band enthält am Ende einen Appendix, in dem der Verfasser die Testimonien zu Philon zitiert und übersetzt, einen Quellenindex zu den Testimonien, eine Bibliographie der Werke zu Philon von 1850 bis 1998, einen *Index locorum* und einen Index der Personen und Sachen.

Hansueli Flückiger

Aristocles of Messene. Testimonies and Fragments. Edited with translation and commentary by Maria Lorenza Chiesara. Oxford University Press, Oxford 2001. XLII, 218 S.

Die Verfasserin legt die erste Aristokles-Ausgabe seit der Edition von Heiland (1925) vor. Die Einleitung führt in Autor, Werk und Textgeschichte ein. Die Verfasserin spricht der Datierung des Ari-

stokles durch Moraux um die Zeitenwende grosse Plausibilität zu (S. XVIff.), rechnet aber auch mit der Möglichkeit, dass Aristokles ein wenig später, im ersten Jahrhundert, lebte (S. XIX). Der Text umfasst gegenüber Heiland zwei neue Testimonien aus Asklepios' Kommentar zu Nikomachos' *Arithmetica Introductio* und beschränkt sich mit guten Gründen (S. XXV) auf die acht Fragmente aus Eusebios' *Praeparatio Evangelica* 11, 14 und 15, denen in der Ausgabe Heilands weitere beigefügt waren. Ferner optiert sie (S. XXXIII) bezüglich des achten Buches von Aristokles' $\pi\epsilon\varrho\iota\varphi\iota\lambda\sigma\sigma\varphi\iota\alpha\varsigma$ für eine gegenüber Heiland andere Reihenfolge der Fragmente, nämlich: Skeptiker (F4), Kyrenaiker (F5), Protagoras (F6), Metrodoros (F6), Epikureer (F6), Eleaten (F7) und epikureische Ethik (F8). Der Text der Testimonien und Fragmente ist von der Verfasserin übersetzt und ausführlich und sorgfältig kommentiert. Der Band ist versehen mit einer Bibliographie und vier Indices: einem Quellenindex, einem Namenindex, einem Index der griechischen Begriffe und einem *Index locorum*.

Hansueli Flückiger

Tassilo Schmitt: Paroikie und Oikoumene. Sozial- und mentalitätsgeschichtliche Untersuchungen

zum 1. Clemensbrief. Beihefte zur Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche 110. De Gruyter, Berlin/New York 2002. 161 p.

La longue lettre de l'Eglise de Rome à celle de Corinthe, composée sans doute vers la fin du règne de Domitien, est le premier document permettant d'accéder directement au Christianisme romain. En débat avec l'abondante littérature secondaire, Schmitt se propose de corriger certaines perspectives qui orientent traditionnellement l'interprétation de la lettre. Après une introduction, il consacre le ch. 2 à montrer qu'il s'agit vraiment d'un document de l'Eglise et non pas de l'œuvre d'un individu; et que loin de révéler, comme il est généralement admis, une attitude favorable à l'Empire, cet écrit en prend ses distances et esquisse une «proposition de monde» alternative sur le fondement de l'opposition entre le royaume des Romains et celui de Dieu. La deuxième thèse paraît problématique. Son argument fondamental sur ce point (p. 26–36) est que, puisque dans l'armée évoquée en 37,1–3 le $\pi\epsilon\nu\tau\eta\kappa\sigma\tau\alpha\varphi\chi\varsigma$ n'a pas d'équivalent dans l'armée romaine mais dans des textes juifs sur l'armée messianique, 1 Clem ne citerait pas comme exemple l'armée romaine, mais l'Eglise elle-même vue comme une armée alternative. Mais pour que 37,2 ait un sens, il faut justement que la discipline de l'armée mentionnée ici ne souffre point d'exception; or s'il s'agit de l'Eglise, il n'en est pas ainsi, car l'occasion même de la lettre montre qu'à Corinthe cette discipline a été enfreinte. En fait, 37,2–3 n'a de sens que comme comparaison avec quelque chose d'autre que le groupe formé par l'auteur collectif et par ses destinataires. Le ch. 3 s'oppose à juste titre à l'idée que l'intervention de Rome se fondait sur une autorité reconnue, mais ici encore, la proposition paraît discutable. Le quatrième chapitre est intéressant par son effort de replacer la situation attestée par la lettre dans l'évolution des ministères à un moment-clé de l'histoire du premier Christianisme, le passage de la génération des responsables d'Eglises pouvant encore être considérés comme mis en place par les apôtres à la génération suivante, où le problème se posait de savoir si de tels responsables devaient ou non garder à vie leur ministère. Ce qui fait surtout l'intérêt de ce chapitre est la question: qu'est-ce qui permettait à Rome d'intervenir avec l'assurance d'être écoutée? La raison en serait qu'à cette époque Rome était l'une des quelques Eglises où «les origines [...] de l'éminence respective des sièges épiscopaux locaux sont à chercher dans l'autorité doctrinale de l'Eglise locale, laquelle se fonde à son tour sur une compétence acquise à travers la confrontation avec le milieu païen» (p. 111–112). Il est vrai que dès la première moitié du II^e siècle Rome attire des théologiens remarquables, mais l'explication de Schmitt paraît identifier trop vite la capacité catalytique de l'Eglise de Rome et sa «Lehrautorität». En réalité, le niveau proprement théologique de 1 Clem est modeste. De plus, Schmitt ne semble pas s'être confronté avec les thèses de Hermann Langerbeck sur la divarication, dans le Christianisme romain du II^e siècle, entre «la communauté» et «les théologiens»: ces derniers, sauf dans une certaine mesure Justin, ne seraient pas «organiques» à la communauté, où le flou doctrinal paraît grand. Encore au début du III^e siècle, c'est une tendance monarchienne qui domine les autorités de l'Eglise de Rome, sous une forme rudimentaire dont s'indigne vers 225 l'auteur de l'*Elenchos*. L'énigme du poids de l'Eglise de Rome déjà à la fin du I^{er} siècle représente un défi réel pour l'historien, mais il ne faudrait pas le résoudre en supposant qu'une capacité certaine de s'organiser et de produire de la communication «politique»

ment» efficace impliquait sans autre une position doctrinale de haut niveau. 1 Clem atteste sans doute la première, beaucoup moins, à mon avis, la deuxième.

Enrico Norelli

Phlegon von Tralleis: Das Buch der Wunder. Griechisch und deutsch. Eingeleitet, herausgegeben und übersetzt von Kai Brodersen. Texte zur Forschung 79. Wiss. Buchgesellschaft, Darmstadt 2002. 138 S.

Phlegon von Tralleis (hadrianische Zeit) ist vor allem als Autor von Spuk- und Wundergeschichten bekannt; heute würden seine Notizen wohl unter der Rubrik «Vermischtes» in der Zeitung erscheinen. B(rodersen) gibt eine knappe Einleitung, den griechischen Text (wofür er den einzigen Textzeugen, den Pal. Gr. 398, eingesehen hat) und eine deutsche Übersetzung. In einem rezeptionsgeschichtlichen Anhang bietet B. neusprachliche (ggf. ins Deutsche übertragene) Texte, unter welchen vor allem die Philinnion-Geschichte (eine «Untote» kehrt zu ihren Eltern zurück und nimmt dort einen jungen Gast als Liebhaber) als Vorlage gedient hat, so z.B. Goethe (*Braut von Korinth*), W. Irving (*Abenteuer des deutschen Studenten*) und T. Gautier (*Liebende Tote*).

Durch die Übersetzung in dieser «Leseausgabe» erschliesst B. Phlegon einem breiteren Publikum. Allerdings wäre der Leser sicherlich für eine etwas ausführlichere Annotierung dankbar gewesen. Eine Kleinigkeit: 11,1 ὄδοντας ... διστούχους nicht «drei Reihen Zähne», sondern es handelt sich um Doppelreihen von Zähnen.

Christian Zubler

Appien: Histoire Romaine. Tome VII, Livre XII: La guerre de Mithridate. Texte établi et traduit par Paul Goukowsky. Collection des Universités de France. Les Belles Lettres, Paris 2001. CLXXXVII, 261 S., 2 Kart. (1–125 doppelt).

Nach den Tomes II (*L'Ibérique*, 1997), III (*Le livre d'Annibal*, 1998, ed. D. Gaillard) und IV (*Le livre Africain*, 2001) ist dies bereits der vierte Band der unter G.'s Ägide erscheinenden neuen Ausgabe von Appians *Römischer Geschichte* in der C.U.F. In einer aussergewöhnlich umfangreichen Einleitung (178 S.) beleuchtet G. die Originalität dieses Buches innerhalb von Appians Gesamtwerk, nimmt Stellung zur Frage der Datierung (gleichzeitig mit BC I, vor Syr.), gibt einen Überblick über die Charakteristika der Darstellung, bespricht die Probleme der Chronologie und skizziert detailliert die Wirkungsgeschichte namentlich in Frankreich. Bezüglich der Quellenfrage ist G. überzeugt, dass Appian Primärquellen wie Sullas *Commentarii* oder die Geschichtswerke des Rutilius Rufus, Sallusts oder Strabons sowie zahlreiche weitere Schriften direkt benutzt hat. G. weist hier zwar zu Recht darauf hin, dass Appian, der im Kreise Frontos verkehrte, leicht Zugang auch zu entlegeneren Texten gehabt haben könnte, die im gehobenen intellektuellen Milieu Roms gerne gelesen wurden. Gleichwohl scheinen G.'s Annahmen sehr optimistisch, und ohnehin lässt sich über eine direkte Benutzung dieser heute weitgehend verlorenen Werke nurmehr spekulieren. Die Edition beruht auf vier anhand von Photographien neu kollationierten «manuscrits primaires» (Laur. gr. LXX-5 [= L], Vat. gr. 2156 [= P], Ven. Marc. 387 [= B], Vat. gr. 131 [= J]), die alle derselben Familie zugerechnet werden, wobei BJ eine Untergruppe bilden (als Abschriften einer verlorenen, vom gleichen Hyparchetypus wie LP abhängigen Hs. O). Die Einschätzung der Bedeutung von L folgt Erkenntnissen von Diller und Dilts (S. CXXVI) und korrigiert die geringere Einstufung dieser Hs. durch Viereck-Roos (BT 1939). Die Bevorzugung der Lesarten von LP, wo möglich (S. CXLVIII), führt denn auch tatsächlich zu manchen Verbesserungen gegenüber dem Text der alten Teubneriana. Am meisten ins Auge fällt aber die glückliche Restitution des Proömiums (c. 118f.) am Buchanfang, welches von Schweighäuser (gefolgt von Viereck-Roos) mit unzureichenden Argumenten vor die beiden abschliessenden Kapitel versetzt worden war. Von G.'s rund dreissig eigenen Konjekturen scheinen manche glättende Eingriffe (Ergänzungen von Partikeln, Artikeln oder Präpositionen) eher zu viel des Guten, während einige Vorschläge allerdings einen deutlich besseren Text ergeben (bes. etwa 275 oder 397). Der überaus verdienstvolle Band bietet ausserdem eine leicht zu lesende französische Übersetzung sowie nicht weniger als 1122 weiterführende «notes complémentaires».

Thomas Hidber

Sesto Empirico: Contro gli astrologi. A cura di *Emidio Spinelli*. Elenchos 32. Bibliopolis, Neapel 2000. 230 S., 4 Abb.

Sextus' Bücher gegen die freien Künste (*Adv. Math.* I–VI) erhielten noch nicht die Aufmerksamkeit, die ihnen gebührt. Durch Anmerkungen oder Kommentare erschlossen waren bis anhin nur das Buch gegen die Musiker (D. Greaves, Lincoln/London 1986) und das Buch gegen die Grammatiker (D. Blank, Oxford 1998). S.'s kommentierte Ausgabe von Sextus' Buch gegen die Astrologen ist daher sehr willkommen. Die Ausgabe gliedert sich wie folgt: Auf eine detaillierte Einführung (13–51) folgen der griechische Text mit kritischem Apparat und begleitender italienischer Übersetzung (53–97) und ein ausführlicher Kommentar in Form von Anmerkungen (99–180). Ein Index besprochener griechischer Termini, eine reiche Bibliographie, ein *Index locorum* und einige Tafeln runden den Band ab (181–222). Die Einführung bietet einen Argumentationsüberblick und geht dabei v.a. auf quellengeschichtliche Probleme ein. Der griechische Text ist bis auf einige wenige Abweichungen von J. Mau (Teubner 1958) übernommen. Leider wurde das Siglenverzeichnis nicht mitabgedruckt. Auch ist der komplexen Überlieferungslage nirgends ein Abschnitt gewidmet. Schliesslich hätte ein Rückgriff auf einige noch unberücksichtigte Textzeugen, v.a. das frühe, unabhängige lateinische Übersetzungsfragment im Marcianus X 267 (3460), f. 57rv [= T_v], den Text hie und da auch verbessern oder sichern können. So z.B. in 728,29 (Bekker) γενεθλιαλογίαν corr. Bekk. post Fabr.: γενεαλογίαν codd. (richtige Lesart schon in T_v [*nativitatum prenósticationem*]); 729,14–15 om. T_v *fort. recte*; 729,7 das von allen Hgg. zurückgewiesene ἥδη in S wird durch T_v (*iam*) gestützt; 730,15 ζώδιον om. T_v *fort. recte*; 730,28 ἐστιν] ζώδιον (*signum*) add. T_v; 731,6 ἐν τῷ φανερῷ ὅν om. T_v *fort. recte*; 731,8–9: κάτω – μονομοιρίαν καὶ om. T_v *fort. recte*; 731,10 διάμετρον (corr. Mau): διαμετροῦν codd. (richtige Lesart [*oppositum*] schon in T_v); 731,11 ἐν τῷ ἀφανεῖ om. T_v *fort. recte*; 731,26 ἥ (vel) statt καὶ aller griechischen Hss. und Edd.; 731,32 ὄμους] ὀλένας καὶ ὄμους (*brachia et humeros*) T_v; 732,17 αὐθις (nur in S) wird durch T_v (*iterum*) gestützt. Die Übersetzung ist präzis und gut lesbar. Die Anmerkungen erschliessen umfassend und sorgfältig antike Parallelstellen und die Sekundärliteratur, geben einige technische Erklärungen zur Astrologie und gehen nach Bedarf – aber eher selten – detailliert auf Sextus' Argumentation ein. Eigenheiten in Sextus' Sprache erhalten dagegen immer besondere Aufmerksamkeit. Nach A. E. Housmans Worten, die S. zustimmend zitiert (15), ist Sextus' *Contra astrologos* indirekt auch «die beste Einführung in die griechische Astrologie». Dank S.'s Hilfestellungen gilt dies jetzt erst recht.

Roland Wittwer

Anargyros Anastassiou/Dieter Irmer: Testimonien zum Corpus Hippocraticum. Teil II: Galen.
2. Band: **Hippokrateszitate in den übrigen Werken Galens einschliesslich der alten Pseudo-Galenica.** Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2001. LVI, 416 p.

TCH recueille les témoignages antiques – citations, paraphrases, allusions – au *corpus hippocraticum*. Il se divise en trois parties, dont la deuxième est consacrée à Galien. II 1, qui s'occupe des commentaires galéniques sur Hippocrate, a paru en 1997. II 2 traite les autres ouvrages de Galien ainsi que les pseudo-Galenica.

Pour chaque membre du corpus, *TCH* présente les extraits galéniques sous trois rubriques: Titre et auteur, Texte, Témoignages non identifiés. Les textes, munis d'un appareil critique mais sans traduction, suivent les meilleures éditions. Si seule l'édition de Kühn est disponible, son texte a été contrôlé contre un ou plusieurs manuscrits. Le volume est agrémenté d'une introduction, d'une bibliographie, des index etc. Il est convivial et élégant. Bref, *TCH* est un instrument de travail indispensable aux amateurs d'Hippocrate et fort utile aux galénistes.

Jonathan Barnes

Irmgard Männlein-Robert: Longin: Philologe und Philosoph. Eine Interpretation der erhaltenen Zeugnisse. BzA 143. Saur, München/Leipzig 2001. 795 S.

Von Plotin ist das berühmte *Dictum* überliefert, Longin sei zwar Philologe, ein Philosoph aber sei er unter keinen Umständen (Porph. *Vita Plot.* 14,19f.). Irmgard Männlein-Robert sucht in ihrer von Michael Erler betreuten Würzburger Dissertation diesen Gegensatz zu überwinden und in Auseinandersetzung mit Luc Brisson und Michel Patillon aufzuzeigen, «dass die Besonderheit von Longins Wirken gerade in der *Verbindung* dieser beiden Bereiche liegt, die [...] auch für Longin selbst un-

trennbar miteinander verknüpft sind» (23). Im ersten, von Redundanzen nicht ganz freien Teil werden die faszinierende Vita Longins – als philosophischer Ratgeber der gegen Rom aufbegehrenden Regentin Palmyras, Zenobia, wurde er bekanntlich 272 n.Chr. durch Kaiser Aurelian hingerichtet – und seine Rezeption bei den Neuplatonikern skizziert, ehe ein intellektuelles Portrait des von Zeitgenossen und von der Nachwelt vor allem als Literaturkritiker hochgeschätzten Mittelplatonikers entworfen wird. Im Hauptteil unterzieht Männlein-Robert die erhaltenen Testimonien und Fragmente, thematisch gruppiert, einer umfassenden und minutiösen Untersuchung. Dass die rein rhetorischen Fragmente dabei ausgeklammert bleiben, ist zwar bedauerlich, angesichts des Umfangs, auf den die an wertvollen Beobachtungen reiche Monographie ohnehin schon angewachsen ist, aber begreiflich. Diese können jetzt in der etwa gleichzeitig in Paris erschienenen Fragmentsammlung von Patillon und Brisson bequem nachgeschlagen werden. 2001 war ein gutes Jahr für die Longin-Forschung.

Christoph Riedweg

Plotins Schrift «Über den Geist, die Ideen und das Seiende». Enneade V 9 [5]. Text, Übersetzung, Kommentar von Matthias Vorwerk. BzA 145. Saur, München/Leipzig 2001. 206 S.

Bisher lag Plotins Schrift V 9 [5] dem deutschsprachigen Leser nur in der mehrere Jahrzehnte zurückliegenden Gesamtübersetzung der *Enneaden* von R. Harder/R. Beutler/W. Theiler (1956–1971) vor. Ausserdem gab es weder auf deutsch noch in einer anderen Sprache einen vollständigen Kommentar zu diesem Traktat. Deshalb ist dieses Buch ein wichtiger Beitrag zur Plotinforschung.

Es handelt sich um eine leicht überarbeitete, von M. Baltes (Münster) betreute Dissertation. Das Buch enthält den kompletten griechischen Lesetext, der auf der *editio minor* des Plotinischen Textes basiert (Henry-Schwyzer, Oxford 1964–1982). Alle danach vorgenommenen Änderungen von Henry-Schwyzer sowie einige andere sind mit berücksichtigt. Der kritische Apparat enthält eine grosse Auswahl der wichtigsten Lesarten, die Textvarianten sowie die Konjekturen der früheren Editionen, so dass eine komplette Dokumentation der neuzeitlichen Geschichte des Plotintextes vorliegt. Die neue deutsche Übersetzung zeichnet sich durch hohe philologische Präzision aus. Vorwerk hat möglichst wörtlich den griechischen Text wiedergegeben; erstaunlicherweise ist der deutsche Text dabei gut lesbar geworden. Im Kommentar gliedert V. die Plotinische Schrift nach ihren inhärenten Gedankengängen und stellt jedem Kapitel und jedem neuen Sinnabschnitt eine kurze Erläuterung über den Gesamtzusammenhang voran. Der lemmatisierte Kommentar behandelt Einzelfragen und bringt Belege sowie Parallelen. V. nimmt stets Bezug auf Plotins Gesamtwerk und erwähnt die philosophische Tradition, auf die sich Plotin bezieht. Eine ausführliche Bibliographie und ein *Index verborum* runden das Buch ab.

Das Verhältnis des Intellekts zu den Ideen ist eine zentrale Frage dieser Schrift. Eine Vertiefung von Plotins Argumentationsweise zu diesem Aspekt – z.B. in einer ausführlicheren Einleitung – wäre daher wünschenswert gewesen. Für jeden Leser dieses Traktats bildet das Buch einen nützlichen Begleiter und setzt den Grundstein für jegliche weitere Erforschung der Schrift.

Alexandrine Schniewind

Damascius: Commentaire du Parménide de Platon. Tome III. Texte établi par Leendert Gerrit Westerink (†). Introduit, traduit et annoté par Joseph Combès avec la collaboration d'A.-Ph. Segonds. Collection des Universités de France. Les Belles Lettres, Paris 2002. XC, 321 p. (1–198 double).

Paru en 1997, les deux premiers tomes du commentaire au *Parménide* de Damascius traitaient respectivement du diacosme intelligible et du diacosme intelligible-intellectif. Avec celui-ci, qui roule sur le diacosme intellectif et sur les trois diacosmes des dieux du monde, s'achève l'étude de la 2^e hypothèse du dialogue platonicien. Le tome IV et final portera sur les autres hypothèses. Comme dans le tome précédent, l'introduction consiste en une étude serrée de l'argumentation de Damascius. Elle s'accompagne de plusieurs schémas propres à jeter sur le développement une vive clarté. Le texte est en principe celui qu'avait arrêté L. G. Westerink; toutefois, celui qu'on lira ici porte aussi la marque imprimée par diverses collaborations, comme celles d'A.-Ph. Segonds, de Concetta Luna ou de J. Combès. Le réseau des notes, la plupart du temps en fin de volume, est extrêmement dense et ne laisse échapper aucune des difficultés d'un document qui en regorge. On ne redira pas ici les éloges

qui ont précédemment salué la parution des éditions de la même équipe, notamment du *Traité des premiers principes* (3 vol., 1986–1991). A notre sens, le présent volume mérite le même tribut de lauriers. Souhaitons seulement que la savante équipe française trouve temps et ressources pour compléter l'ensemble sans trop faire attendre.

Jacques Schamp

Sibylle Ihm: Ps.-Maximus Confessor. Erste kritische Edition einer Redaktion des sacro-profanen Florilegiums *Loci communes* nebst einer vollständigen Kollation einer zweiten Redaktion und weiterem Material. Palingenesia 73. Steiner, Stuttgart, 2001. CVIII, 1153 p.

On attendait depuis longtemps une édition critique des *Loci communes* attribués à Maxime le Confesseur. Organisée en 71 chapitres thématiques, cette vaste anthologie comprend en une première partie des citations du *Nouveau* puis de l'*Ancien Testament* et des Pères de l'Eglise, tandis que dans la seconde elle offre des passages profanes, vers et prose, en commençant par du Plutarque. Le noyau primitif remonte, semble-t-il, aux environs de 650, mais l'ensemble eut un vif succès à l'époque byzantine, qu'atteste la survivance de plus d'une centaine de manuscrits. Par suite, l'éditrice, S. Ihm a dû reconstituer minutieusement la formation du recueil, où elle distingue trois rédactions différentes, une courte (*Max I*), une longue (*Max II*) et une troisième à l'ordre altéré (*Max U*), dont la succession fut la plus riche. C'est cette dernière qu'elle retient pour le texte de base, non sans fournir les variantes de *Max I* et *II* ainsi que d'autres florilèges de farine analogue. Extrêmement soignée, l'édition est d'excellente qualité. Chaque extrait bénéficie de la numérotation appropriée. Quand il manque dans *Max U*, il est imprimé en corps plus petit. On trouve enfin la référence aux florilèges qui le citent. Afin de gagner de la place, la justification des pages a été réduite au strict minimum. Le volume est muni de tous les répertoires indispensables. Incontestablement, S. Ihm vient de fournir à la philologie classique et byzantine un outil de premier ordre.

Jacques Schamp

Andrew Erskine: Troy between Greece and Rome. Local Tradition and Imperial Power. Oxford University Press, Oxford 2001. 303 p.

Dans cet ouvrage très fouillé et bien documenté, l'auteur s'intéresse au rôle exercé par le récit de la guerre de Troie dans la relation entre les Grecs et les Romains. Malgré l'influence que le personnage d'Auguste et sa politique ont exercée sur l'interprétation et l'évolution de ce récit, Erskine se propose d'étudier l'utilisation de ce mythe dans une perspective grecque. C'est pourquoi il divise son ouvrage en trois grandes parties. La première montre les modifications que le récit troyen a subies à l'époque d'Auguste. Pour brosser l'image de cette évolution Erskine s'appuie, en plus des sources littéraires, abondamment sur des témoignages archéologiques et épigraphiques. La deuxième partie est consacrée à la présence des différents aspects du récit troyen dans le monde grec, indépendamment de la présence ou non de Rome. Erskine s'intéresse surtout aux traditions locales qu'il documente également par des sources archéologiques et épigraphiques.

Dans la troisième partie, à laquelle il donne le plus d'importance, Erskine étudie le lien entre la perspective grecque, établie dans le chapitre précédent, et le point de vue romain. Pour lui, l'utilisation du récit troyen au contact avec les Romains est avant tout à expliquer par les coutumes diplomatiques du monde grec. Le lien de parenté entre Troyens et Romains invoqué dans ces exemples est un cas particulier de la tradition diplomatique appliquée dans le monde grec. Lorsqu'il s'agit d'entrer en négociation avec d'autres états ou cités, les Grecs se servent de liens de parenté documentés par le passé souvent mythologique pour soutenir leur argumentation. Erskine développe son point de vue avec plusieurs exemples dans lesquels la parenté entre Troyens et Romains est utilisée. Ce lien prend de l'importance au moment où entrent en jeu des négociations avec l'Etat romain. Il termine son argument en montrant que le cas d'Ilion s'insère parfaitement dans son explication.

Avec sa bibliographie abondante et son argumentation convaincante, cet ouvrage donne une nouvelle approche pour qui s'intéresse à l'évolution et à l'utilisation du récit troyen.

Alexandra Trachsel

Griechisch-römische Komödie und Tragödie III. Hg. von Bernhard Zimmermann. Drama 8. Metzler, Stuttgart/Weimar 1999. 182 S.

Der Band enthält vermischt Beiträge aus dem Umkreis der antiken dramatischen Literatur. Zu Aischylos: von besonderem Interesse ist R. Bees, «Prometheus in griechischen Kulturentstehungsmythen» mit einer überzeugenden neuen Begründung für die Unechtheit des *Prometheus Desmotes* (1–42); eine feministische Studie von S. B. Shaffy, «The Performance of Women Performing. Representation of Deception and Disguise in the *Agamemnon* and *Macbeth*» (43–65). Zum römischen Theater: K. Philippides, «Contrasting houses, contrasting values: an interpretation of Plautus' *Mostellaria* based on mirror scenes» (67–112), S. Frangoulidis, «Theatre and spectacle in Apuleius' tale of the robber Thrasyleon (*Met. 4,13–21*)» (113–136) und L. Bernays, «Das Orpheusgedicht von Boethius und dessen Pendant bei (Pseudo-)Seneca» [H. O.] (137–151). Dazu zwei Berichte: A. Sapiro über die Aufführungen am 34. *Ciclo di spettacoli classici di Siracusa* (1996) und F. Silva über die 20 Beiträge zum Kongress *El teatre clàssic ... i la seua pervivència dins la cultura occidental* (València 1997), und zwei Rezensionen: N. W. Slater zur *Einleitung in die griechische Philologie* (ed. H.-G. Nesselrath 1997) und A. Bagordo zu R. Müller, *Sprechen und Sprache. Dialoglinguistische Studien zu Terenz* (1996).

Thomas Gelzer

Marco Fantuzzi/Richard Hunter: Muse e modelli. La poesia ellenistica da Alessandro Magno ad Augusto. Collezione Storica. Editori Laterza, Rome/Bari 2002. X, 597 p.

Voici un livre dont on peut dire qu'il arrive à point nommé. Au moment où l'on assiste à un regain de publications sur la poésie hellénistique, deux auteurs mettent en commun leur passion pour la culture de cette période, et mettent en commun, également, une certaine manière d'aborder les textes sous forme de lectures approfondies de passages choisis (ils reconnaissent d'ailleurs que, même si chacun signe individuellement l'un ou l'autre des chapitres, ils partagent très largement leurs conceptions; tout au plus pourra-t-on reconnaître chez chacun d'eux des cheminements intellectuels et bibliographiques qui, bien évidemment, ne sont pas les mêmes; en outre, les textes de RH ont été traduits en italien par MF). Neuf chapitres déroulent ainsi des thèmes fondamentaux pour comprendre la poésie des trois derniers siècles avant notre ère (rapport ambigu avec les modèles, étiologie, maniement de l'épopée, formes nouvelles comme la poésie bucolique, évolution de l'épigramme). Une originalité réside dans le fait que la comédie nouvelle est attirée dans ce cercle: le chapitre VIII (RH) nous conduit ainsi jusqu'à l'*Alexandra* de Lycophron (heureusement tenu pour le tragique du 3^e siècle); une autre originalité: l'épilogue romain (RH, chapitre IX), qui montre subtilement comment, des origines au Catulle du poème 63, les modèles hellénistiques ont agi sur la poésie latine. Une bibliographie et deux index (passages discutés, auteurs antiques et faits principaux) accompagnent le tout. Ceci n'est pas un manuel, comme le disent les auteurs dans leur préface (p. VI) et l'on en conviendra sans peine: c'est à l'évidence le livre de deux chercheurs passionnés. A ce titre déjà, mais aussi pour tout ce qui rapproche notre époque de l'époque hellénistique, ce livre est vraiment un «livre d'actualité» (Premessa, p. V).

André Hurst

Simon Goldhill: Being Greek under Rome. Cultural Identity, the Second Sophistic and the Development of Empire. Cambridge University Press, Cambridge 2001. VIII, 395 S.

Der Band umfasst neun Beiträge. Im ersten will J. Henderson Polybios als Prototyp aller späteren griechischen Intellektuellen in ihrer komplexen Haltung gegenüber Rom vorführen; dies wird aber mehr wortreich konstatiert als argumentativ bewiesen. M. Gleason untersucht und dokumentiert verschiedene Arten von «Körpersprache» bei Flavius Josephus (eigene Anwendungen durch den Autor; Täuschungen durch Körpersprache usw.); bei guten Einzelbeobachtungen bleibt jedoch die Herstellung von Bezügen zum Thema des Bandes in Ansätzen stecken. Demgegenüber bietet R. Preston eine dem Gegenstand des Bandes sehr angemessene, differenzierte Erörterung vor allem der *Aetia Romana* Plutarchs als Quelle für seine Einstellung gegenüber Rom. J. Elsner liefert eine subtile (gelegentlich vielleicht zu subtile) Interpretation der Schrift *De dea Syria*, wobei die «syrische» und die «griechische» Stimme des Autors und seine Gratwanderung zwischen Scherz und Ernst gut herauskommen. Der Editor des Bandes führt Diverses zu den Verbindungen Optik–Rhetorik, spezieller:

erotische Optik–erotische Rhetorik, an einer Reihe von Beispielen aus und kommt zur vollmundigen, aber inhaltsleeren conclusio «In the Second Sophistic, the construction of the subject in the regime of the visual is a central dynamic in the construction of cultural identity» (194). Danach unternimmt F. Zeitlin auf über 70 Seiten den Versuch, die Rezeption von Homer und Troia im hellenistischen und kaiserzeitlichen Griechenland sowie in Rom als identitätsstiftendes Konstrukt auszuleuchten, ohne allerdings zu einem echten Ergebnis zu gelangen. T. Whitmarsh versucht am Beispiel dreier Texte über Verbannung (von Musonius, Dion von Prusa und Favorinus) aufzuzeigen, wie Exil zur Selbstdarstellung und Identitätsstiftung unter den Griechen beitrug; dabei führen durchaus gute Einzelinterpretationen wiederholt zu fragwürdigen Verallgemeinerungen. O. van Nijf erläutert überzeugend die Bedeutung von (oftmals in der Kaiserzeit neu gegründeten) agonistischen Festivals im griechischen Osten und zeigt deren politische und soziale Implikationen für die jeweilige Stadt und das Reich auf. S. Schwartz schliesslich untersucht die Situation der jüdischen Gesellschaft (und speziell der Rabbiner) im Palästina des 2. und 3. Jh.s n.Chr. «Being Greek under Rome»? Eher: «Being Jewish in a Graeco-Roman Environment». Wie dieser passen auch einige andere Beiträge nicht wirklich zum Titel des Bandes. Insgesamt ein recht gemischtes Lesevergnügen. Heinz-Günther Nesselrath

Vinko Hinz: *Nunc Phalaris doctum protulit ecce caput. Antike Phalarislegende und Nachleben der Phalarisbriefe.* BzA 148. Saur, München/Leipzig 2001. 488 S.

Die imposante Dissertation rollt ein ebenso interessantes wie dornenreiches Kapitel der Überlieferungs-, Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte auf. Das Ansehen der sog. Phalarisbriefe als bedeutendes Werk antiker Epistolographie wurde durch Bentley Ende des 17. Jh.s so nachhaltig erschüttert, dass sie nicht nur im Bereich der Forschung einer *damnatio memoriae* verfielen. So interessant die Verfolgung literaturkritischer Aspekte gewesen wäre – nicht auszuschliessen ist ja, dass durch das Verdikt eines Gelehrten das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird –, muss man H.s Zurückhaltung respektieren, der seine Arbeit bescheiden als ersten Schritt in Neuland (12) versteht und dabei studiende Kompetenzen als Klass. Philologe, Kodikologe, Althistoriker, Renaissanceforscher, Anglist und Wissenschaftshistoriker dokumentiert.

Nach einem Blick auf die hist. Gestalt des Phalaris sowie die wichtigsten lit. Zeugen zur antiken Phalarislegende skizziert H. ein Bild des «Pseudophalaris». Teil II widmet sich der Überlieferung der Briefe in Hss. und Drucken seit Stobaios und den Byzantinern über Mittelalter und Renaissance bis ins 20. Jh. Teil III behandelt die Kontroverse über die Phalarisbriefe im nachrevolutionären England und weist nach, dass die wissenschaftliche Fehde zwischen Bentley und Boyle v.a. soziokulturelle und kirchenpolitische Hintergründe hatte, vor denen Bentleys «moderne» kritische Zugangsweise als Symptom einer Gefährdung des gesamten Erziehungswesens und damit der Stabilität im Innern interpretiert wurde. Teil IV widmet sich der handschriftl. Überlieferung und versteht sich als Ergänzung zu Tudeers 1931 vorgenommener Klassifikation. Teil V, eine konzise Zusammenfassung, präpariert den sich mitunter in den detaillierten Anm. verschlingenden roten Faden nochmals heraus; ein knapp 40seitiges Lit.-Verz. sowie zwei Register (Personen und Handschriften) erleichtern die Orientierung. Durch H.s gründliche Quellenrecherchen und skrupulöse Kollationen setzt sich ein facettenreiches, in zahllosen Details korrigiertes und aktualisiertes Bild der Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte zusammen. Werner Schubert

Plautus: *Truculentus.* Lateinisch-Deutsch. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von *Walter Hofmann*. Texte zur Forschung 78. Wiss. Buchgesellschaft, Darmstadt 2001. 237 S.

Der *Truculentus* ist das am schlechtesten überlieferte Stück von Plautus, und seine Struktur bietet ebenfalls besonders viele Interpretationsprobleme. Es ist verdienstvoll, dass H. entschlossen die Aufgabe anpackt, heutige Leser/-innen mit einem kritischen Text (samt Auswahl-Apparat), einer (bei *Cantica* lustig gereimten) Übersetzung und «Erklärungen» von knapp 100 Seiten in die schwierige Komödie einzuführen. Die zwei Bände des 1953 erschienenen (lateinischen) Kommentars von P. J. Enk bleiben nach wie vor unentbehrlich. H. verzeichnet seine 91 Abweichungen gegenüber Enk in einer besonderen Liste (S. 222–224), bietet eine kurze Bibliographie (S. 225–228) und ein reichhaltiges Register (S. 229–237).

Die Erklärungen sollen einerseits Neulingen helfen (deutsche Lemmata), anderseits dem Fachmann etwas bieten (lateinische Lemmata). Manches wird, wie es heute oft geschieht, als «Stegreifspiel» erklärt; was spezifisch griechisch klingt (schon die typischen Namen) oder stark an die *Nea* erinnert (etwa das Motiv des zurückkehrenden Soldaten, der temporär einen Rivalen verdrängt), wird eher in den Hintergrund gerückt. Nimmt man diese Einseitigkeit und einige redaktionelle Fehler in Kauf, muss doch begrüßt werden, dass nach nun fünfzig Jahren wieder einmal versucht wird, der Schwierigkeiten dieses letzten Plautus-Stücks einigermassen Herr zu werden. Die These, der Dichter wende sich hier von der Palliata ab und (in einem «literarischen Vorgriff um ein halbes Jahrhundert», S. 25) der Atellane zu, vermag jedoch kaum zu überzeugen.

Heinrich Marti

Terence: Vol. I: **The Woman of Andros. The Self-Tormentor. The Eunuch;** vol. II: **Phormio. The Mother-in-Law. The Brothers.** Edited and translated by John Barsby. Loeb Classical Library. Harvard University Press, Cambridge, Mass./London 2001. 464; 384 S.

Die 1912 erstmals erschienene und oft nachgedruckte Loeb-Terenz-Ausgabe von J. Sargeaunt ist – jetzt unter der Verantwortung der Harvard University Press – durch eine grundlegend neue Edition mit englischer Übersetzung von John Barsby abgelöst worden. B. ist durch Aufsätze und einen guten *Eunuchus*-Kommentar bereits bestens bekannt (1999; die Einleitung von LCL 22 ist eine «adapted version» der Einführung dieses Kommentars); er ist Professor an der Universität Otago/New Zealand, und seine von jeglichen amerikanischen (oder australischen) Vulgarismen freie, elegante Übersetzung passt vorzüglich zum Stilkünstler Terenz. Die immer noch «spartanisch» karge Reihe lässt wenig Raum für Zutaten: Die «Introduction» umfasst 30, die «Bibliography» 8 Seiten, und jedes der sechs Stücke erhält noch je eine knappe «Introductory Note»; am Ende der beiden Bände findet sich je eine «Metrical Analysis» – jedoch bloss mit Abkürzungen: An ein Nachvollziehen der metrischen bzw. musikalischen Kunst ist damit nicht zu denken!

Der Editor kann einige seiner Entscheidungen in kurzen Anmerkungen begründen. Ein Vergleich mit anderen Ausgaben – besonders mit dem massgeblichen, jedoch nicht unproblematischen Oxford-Text von Kauer/Lindsay/O. Skutsch – zeigt, dass B. selbständig, aber sehr vorsichtig ediert (der Notiz «*scripsi*» begegnet man nur *Hec.* 478). Größere Skepsis gegenüber Interpolationen, mit denen das Stilideal Terenz gerne «verbessert» wurde, hätte nichts geschadet; zum Beispiel ist *Andr.* 639 *adeamne* (statt *adeone*) wohl an die Umgebung (dreimal Konj. Präs.) angepasst, um Moduswechsel zu vermeiden. (*Andr.* 845 *iam est* und 893 *liceatne* dürften Versehen sein.) Die *Andria*-Ausgabe der Heidelberger Texte, die der hervorragende Philologe Andreas Thierfelder 1951 erstmals herausgegeben hat, scheint (als deutsche Nachkriegspublikation) den Weg zu den Antipoden nicht gefunden zu haben: vgl. die Verse 389. 434. 461. 592 (*audiam* entspricht Menander). 615. 815. 817. 941. Trotzdem: Wer den neuen Loeb-Terenz benützen will, hat ein zuverlässiges Hilfsmittel in der Hand; vom griechischen Hintergrund, der Sprachgeschichte und Metrik würde er etwa bei Thierfelder jedoch mehr erfahren.

Heinrich Marti

Eckard Lefèvre: Panaitios' und Ciceros Pflichtenlehre. Vom philosophischen Traktat zum politischen Lehrbuch. Historia Einzelschriften 150. Steiner, Stuttgart 2001. 226 S.

Minutiös und systematisch räumt L. mit dem Vorurteil auf, Cicero habe in *De officiis* – entgegen des antiken Autors eigener Bekundung *Off.* 2,60 – eine Art Übersetzung der nicht erhaltenen Schrift Περὶ τοῦ καθήκοντος des Panaitios mit gelegentlichen eigenen, den Gedankengang des Panaitios eher störenden Eingriffen vorgenommen. Natürlich handelt es sich um eine *petitio principii*, wenn L. im Vorwort sagt: «Es ist zu zeigen, dass aus einem Handbuch der stoischen Ethik ein Lehrbuch für den angehenden Politiker wird» (S. 8); doch führt die keinen Problemen ausweichende Ausführlichkeit und Behutsamkeit der Argumentation, die mit reichlichen Zitaten aus der Forschungsliteratur (auch und gerade älteren Datums) gestützt wird, nicht zu fundamentalen Zirkelschlüssen. Nicht in jedem Fall wird Ciceros Selbständigkeit als unumstößliche Gewissheit behauptet, sondern gelegentlich mit einer gewissen Vorsicht plausibel gemacht (S. 15; 48 und *passim*). Der Umkehrschluss, Aufbau und Gehalt von Panaitios' Schrift auf der Basis der als genuin ciceronianisch erkannten Passagen zu rekonstruieren, ist natürlich gewagter, besticht aber durch die methodische Konsequenz und die

Bescheidenheit, nicht mehr als das «argumentative Gerippe» (79) zurückgewinnen zu wollen. Die Zusammenfassung der Ergebnisse (189–216) erweist die im Untertitel der Arbeit implizierte Hypothese als stichhaltig. Dass der «Skeptiker» Cicero eine stoische Schrift für seine Pflichtenlehre zum Ausgangspunkt nimmt, wird überzeugend zum einen in der Entscheidung für ein der Politik gewidmetes Leben begründet, die in der stoischen Philosophie stärker als in anderen Schulen legitimiert bzw. geboten erscheint, zum anderen mit der paränetischen Zielsetzung (Ciceros Sohn als Adressat) in Verbindung gebracht.

Werner Schubert

Brian A. Krostenko: Cicero, Catullus, and the Language of Social Performance. The University of Chicago Press, Chicago/London 2001. XVI, 360 S.

K.s überarbeitete Dissertation (1993) versteht sich als Beitrag zur römischen Kulturgeschichte auf semasiologischer und soziolinguistischer Basis. Seine Methode, «partly philological», «partly conjectural» (S. XI), will durch die Untersuchung derjenigen Begriffe, die erhellen, was K. mit «language of social performance» eigentlich meint – *bellus, elegans, facetus, festivus, lepidus, venustus* und deren Ableitungen (v.a. S. 88–128) –, nachweisen, dass in Ciceros Werk (die Briefe sind dabei allerdings nur marginal) «the lexemic manifestation of a new cultural model that survived in Roman culture to the late Republic» (S. 233) sichtbar werde; Catull habe dies übernommen und seinen Zwecken angepasst. Mit dem Prinzipat sei es untergegangen: Die Ambivalenz der oben angeführten ästhetisch-werten Begriffe sei bis zum Ausgang der Antike so reduziert worden, dass diese zu termini technici der literarischen Kritik geronnen seien (Gellius, Porphyrio, Servius etc.; vgl. S. 306f.).

So überzeugend die semantischen Analysen sind und so viel sie zur Interpretation Ciceros, noch mehr Catulls beitragen, erweist sich das «neue kulturelle Modell» bei genauerer Betrachtung als auf tönernen Füssen ruhendes Konstrukt, da K.s Vorgehensweise doch einige methodische Mängel aufweist: Die gewählten Lemmata beschränken sich auf das Schnittfeld Catull/Cicero, obwohl Cicero (wie auch weitere Zeitgenossen) über in diesen Zusammenhang unbedingt ebenfalls einzubziehende Begriffe verfügte. Über semantisch-soziolinguistische Entwicklungen im 2. Jh. v.Chr., von denen für K.s Argumentation einiges abhängt, wird viel spekuliert, jedoch wenig wirklich aussagekräftiges Beweismaterial zusammengetragen. Wer oder was nicht in die Argumentation passt (Martial bzw. Quintilian S. 291 Anm. 1), wird eliminiert. So liegt der Gewinn der Arbeit hauptsächlich in der kompetenten Analyse der «lexemes of language of social performance» (S. 313) vor dem Hintergrund (kultur-)geschichtlicher Gegebenheiten und Entwicklungen.

Werner Schubert

Niklas Holzberg: Catull. Der Dichter und sein erotisches Werk. Beck, München 2002. 228 S.

Wie andere Publikationen von N. Holzberg richtet sich seine neuste Monographie an ein breiteres Publikum. Folgerichtig wird auf Forschungsliteratur nur zurückhaltend verwiesen, und Catulls Gedichte werden in einer Prosaübersetzung präsentiert, die auf «authentischem Eindruck der Wortwahl» (S. 9) gründet. Auf ein Einführungskapitel, das auf die Abtrennung des Ich-Sprechers vom realen Dichter Catull abzielt, folgt je ein Kapitel über die «drei Bücher» (S. 59) der Gedichte, «Im Zeichen des Sperlings» (*Carm.* 1–60), «Variationen über das Heiraten» (*Carm.* 61–64) und «Familienangelegenheiten» (*Carm.* 65–116). Bei der Interpretation der Gedichte werden die erotischen Anspielungen und insbesondere das Thema des sexuellen Versagens ausgelotet. Ein weiterer Schwerpunkt liegt in den Bezügen der Gedichte aufeinander – in der uns überlieferten Reihenfolge – und intertextuell auf ältere Literatur. Dabei werden Einzelheiten sorgfältig herausgearbeitet. Die Publikation ist anregend und liest sich gut; eine Bibliographie, ein Personen- und Sachregister, ein Glossar und ein Index der diskutierten Passagen aus Catull beschliessen sie.

Bei all diesen Qualitäten lässt die Monographie methodische Fragen offen: Einerseits werden ältere Forschungsmeinungen wegen mangelnder Belege zu Recht als unhaltbar dargestellt, andererseits verzichtet Holzberg bei neueren Behauptungen ebenso auf fundierte Argumentation. So lebt etwa die These, dass Catulls Gedichte die zeitgenössischen Leser erotisch anregten, vor allem davon, dass sie mehrfach genannt wird; eine Begründung, z.B. anhand des S. 42 zitierten Martialepigramms (11,16), hätte ihr mehr Überzeugungskraft verliehen.

Helen Kaufmann

Richard F. Thomas: Virgil and the Augustan Reception. Cambridge University Press, Cambridge 2001. XX, 324 S.

Thomas' Studie zur «Augustan Reception» der *Aeneis* Vergils (d.h. zur pro-augusteischen, «optimistischen» Deutung) ist eine energische und längst fällige kritische Intervention in die zwischen den Extremen «pro-augusteisch» versus «anti-augusteisch» erstarrte Vergil-Forschung.

Ausgangspunkt von T.s Darlegungen ist der Vorwurf an die «Pessimisten» (d.h. diejenigen, die in der *Aeneis* auch dunkle, kritische Aspekte wahrnehmen), ihre Sicht sei durch ihre politischen (pazifistischen) Positionen verstellt, weil sie, geprägt von den Gewaltexzessen des 20. Jh.s, Staat und staatlichen (auch kriegerischen) Interventionen allzu kritisch gegenüberstünden und in ihrer «Modernheit» (*vulgo* dem unphilologischen, unseriösen Zugriff) die zentrale Botschaft Vergils verfehlten. Diesem Vorwurf begegnet T., indem er erstens aufzeigt, dass es selbst in der Antike schon Vertreter der pessimistischen Deutung gegeben hat (diese also gerade kein modernes Phänomen ist), zweitens aber die Zeitverpflichtetheit der pro-augusteischen Interpreten nachweist, die ihrerseits bestimmten gesellschaftlichen und politischen Bedürfnissen, bes. der politischen Eliten, entgegenkämen und insofern keinen Anspruch auf die einzige Wahrheit erheben könnten. T. gelingt der Nachweis um so überzeugender, als er die Dominanz der pro-augusteischen Interpretation, die die «pessimistischen» Aspekte der *Aeneis* gerne ausblendet, in höchst unterschiedlichen Bereichen aufzeigt (Vergil-Rezeption in Antike und Neuzeit, Kommentare, Übersetzungen, politische Instrumentalisierungen z.B. während des Nationalsozialismus etc.). Dass er hierbei auch die an sich ideologisch eher unverdächtige Textkritik nicht ausspart, ist ein methodisch besonders gelungener Schachzug.

T. selbst favorisiert eine «ambivalente» Lesung, also eine solche, die davon ausgeht, dass Vergil bewusst inhaltliche Dissonanzen erzeugen wollte. Mögliche Argumente gegen die «Modernität» dieser Lesart pariert er mit dem Nachweis, dass das Phänomen der sprachlichen und inhaltlichen Ambivalenz schon in der römischen Rhetorik sehr differenziert diskutiert werde. Dass er sich letztlich selbst in die Fallstricke der Extrempositionen verwickelt und – anders als im Vorwort – in seinem Resumé doch die Legitimität beider Positionen anerkennt, ist paradoxe Weise das stärkste Argument für die nach wie vor wirksame Suggestivkraft der pro-augusteischen Interpretation. Christine Walde

Dido und Aeneas. Vergils Dido-Drama und Aspekte seiner Rezeption. Hg. von Gerhard Binder unter Mitwirkung von Janina Andrae, Edith Binder, Sonja Eckmann, Reinhold F. Glei, Karl-Otto Jung, Thomas Molke, Thomas Paulsen. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium 47. Wissenschaftlicher Verlag Trier, Trier 2000. 321 S., 18 Abb.

Das «Studienbuch» mit einem für Gattungssensible leicht provokanten Titel enthält neben den einschlägigen Passagen aus Vergils *Aeneis*, flüssig und treffsicher übersetzt von E. u. G. Binder sowie illustriert von K.-O. Jung, zunächst ein einleitendes und ein erläuterndes Kapitel des Herausgebers (partiell bereits bei Reclam erschienen), das von stupender Vertrautheit mit dem Text und einem Blick für das Wesentliche zeugt, was das zu Erläuternde betrifft. R. F. Glei bietet einen (auf einer 1998 publizierten Vorarbeit fußenden) Überblick über neulat. Dramatisierungen der *Aeneis* mit Dokumentationen über Aufführungsort und -zeit, soweit eruierbar, sowie die Quellenlage, gefolgt von einer kurzen Charakterisierung des jeweiligen Inhaltes: Insgesamt eine gute Ausgangsbasis für weiterführende Studien, wie die das 5. Kap. bildende ausgezeichnete Arbeit von J. Andrae und S. Eckmann zur *Dido* des Petrus Ligneus. Th. Molkes reichhaltiger Überblick über den Dido-Mythos in der englischsprachigen Literatur ist gelegentlich von subjektiven Erwartungshaltungen geprägt; zu korrigieren wäre in Anm. 39, dass nicht erst Marlowe, sondern bereits Vergil für Junos Zorn den Raub des Ganymed verantwortlich macht (*Aen.* 1,28). Th. Paulsens Beitrag zu Tate/Purcells *Dido and Aeneas* ist methodisch mustergültig und kann als Modell für weitere Studien im Bereich der Adaptation antiker Texte in Opernlibretti dienen. K.-O. Jungs anfangs etwas saloppe Anmerkungen zu seinen Illustrationen bieten Erhellendes zum Phänomen der Illustration allgemein, zum eigenen Verfahren im besonderen. Die Werk- und Literaturangaben des Schlusskapitels von G. Binder, Th. Lindken und Th. Molke (mit weiteren Daten zum Dido-Stoff in Dichtung, Malerei und Musik) sind reichhaltig und anregend; in der Sektion «Der Dido-Stoff in der Musik» vermisst man jedoch – wenn unter Musik nicht nur «Oper» zu verstehen ist – Hinweise etwa auf die Vertonungen von *Didonis novissima verba*

durch Arcadelt und Lasso, auf G. Tartinis Violinsonate *Didone abbandonata* und v.a. auf J. Nováks Dido-Kantate (1967), wo vergilischer Text ähnlich verwendet wird wie in Ligneus' *Dido*. Das anregende Buch ist so gut wie druckfehlerfrei: Insgesamt eine zu zahlreichen Denkanstößen führende Publikation, in der die Beiträge von Binder und Gleis nicht als «recycling», sondern – wie alle Arbeit am Mythos – zusammen mit den anderen Studien als «work in progress» zu verstehen sind.

Werner Schubert

Orazio. Enciclopedia Oraziana. Fondata da Francesco dalla Corte, dir. Scevola Mariotti. Orsa Maggiore. Istituto della Enciclopedia Italiana fondata da Giovanni Treccani, Rom 1996–1998. 3 Bde., LXXVIII, 2942 S.

Die dreibändige *Enciclopedia Oraziana*, erschienen im Kontext von Horazens 2000. Todestag (1992), ist ein Komplement der beeindruckenden Nachschlagewerke zu Vergil (1984–1991, 5 Bde.) und Dante (1970–1978, 6 Bde.), mit denen das lebendige kulturelle Erbe Italiens (und damit Europas) dokumentiert und gesichert werden soll. Teil dieses Erbes ist der Beitrag der Klassischen Philologie, doch zielt die reich bebilderte EO auf eine enzyklopädische Erschließung aller Aspekte und richtet sich von daher nicht nur an Horaz-Spezialisten. Obwohl die Sprache und die Überzahl der italienischen Forschenden dem Werk eine deutlich nationale Färbung geben, ist es zweifelsohne ein beispielhaftes internationales Unternehmen.

Anders als die *Enciclopedia Virgiliana* hat die EO kein alphabetisches Ordnungssystem, sondern ist in drei thematische, genau je einen Band umfassende Blöcke mit insgesamt 20 Sektionen eingeteilt, die aber – sofern möglich – intern alphabetisch organisiert sind. Dem Erstbenutzer wird eine eingehende Auseinandersetzung mit der Logik der EO empfohlen.

Die thematischen Grossabschnitte sind als konzentrische Kreise ausgehend vom dichterischen Werk bis hin zur Rezeption durch die Jahrhunderte zu denken. Überschneidungen zwischen Artikeln wurden bewusst in Kauf genommen. Während der erste Block Leben und Werk des Augusteers präsentiert (Volltext/dokumentarische Übersetzung der opera, Biographie [Nisbet], Komposition, Überlieferungsgeschichte; Ausgaben, Übersetzungen und Kommentare; hist. Orte, Völker und Personen), erschließt der zweite den geistesgeschichtlichen soziopolitischen Kontext des Dichters. Der letzte Abschnitt ist konsequenterweise «La fortuna, l'esegesi, l'attualità» gewidmet. Selbst nur das Durchblättern dieses Teils, der Horazens Nachleben von der Antike bis zur Gegenwart in den verschiedensten Facetten (in allen Künsten, Ländern, Rezeption bei markanten Einzelpersönlichkeiten, Instrumentalisierung in der Politik [ausgezeichnet M. Cagnettas Ausführungen zum 2000. Geburtstag [1935!], S. 615–640] etc.) nachzeichnet, wird jeden Zweifel an der Obsoleszenz der Antike ausräumen. In somma: *beati possidentes*.

Christine Walde

Ulrich Schmitzer: Ovid. Studienbücher Antike 7. Olms, Hildesheim/Zürich/New York 2001. 242 S.

Schmitzers Einführung zeichnet das Leben und Werk Ovids chronologisch nach, Überblick und Einzelinterpretation kombinierend. Das Hauptaugenmerk liegt hierbei auf der Demonstration der literarischen Technik Ovids. Im Gegensatz zu manch anderer Ovid-Monographie verzichtet der in verständlich-unaufdringlicher Sprache schreibende Verf. – schon dafür gebührt ihm höchster Dank – auf forcierte Modernisierung und reisserische Anpreisung Ovids als eines «erotisch-pikanten» Dichters. Die eigene, dokumentarische Prosaübersetzung aller lateinischer Passagen kann fortan als nicht hintergehbarer Standard gelten.

Trotz der Kürze der Einführung, jedenfalls im Verhältnis zu Ovids reichem Œuvre, werden die wichtigsten Probleme der Ovid-Forschung angemessen erörtert. Einsichtig auch die Methode im *Metamorphosen*-Kapitel, statt an den «Gassenhauer» unter den mythologischen Geschichten, z.B. Narcissus oder Daphne, an vier nicht minder reizvollen Episoden Erzähltechnik und Innovation Ovids in *nuce* aufzuzeigen. Der nicht systematische Blick auf die Rezeption in Bildender Kunst, Literatur und Musik (bis in die Gegenwart), Lesefrüchte des Verf., fordert – ein gelungener Effekt – sozusagen implizit zur Ergänzung durch die Rezipienten auf.

Schmitzers «Ovid» kann getrost allen Studierenden der Klassischen Philologie in die Hände gegeben werden (z.B. ermöglicht die etwas einseitige Bibliographie [inkl. Internet-Ressourcen] eine gute

erste Orientierung). Die wichtigere Leistung liegt m.E. aber darin, dass auch den Literaturwissenschaftern der Neuen Philologien und der Komparatistik ein kompetenter Zugang zum wahrscheinlich meist rezipierten Dichter der Antike eröffnet wird.

Christine Walde

Philip Hardie: Ovid's Poetics of Illusion. Cambridge University Press, Cambridge 2002. VIII, 365 S.

Hardies Studie ist mit Ovids Œuvre und seiner nachhaltigen Rezeption bis in die Gegenwart befasst. Die bei «Nachleben»-Studien nicht seltene scheinbar enzyklopädische Faktenauflistung glücklich vermeidend, konzentriert sich Verf. auf den Aspekt, wie Ovid die elementare Leistung von Literatur – das Herstellen der Illusion von «Gegenwart» – mittels seiner Dichtung in einer gegenüber anderen Dichtern erkennbaren qualitativen Steigerung als «delusion of illusion», mithin als «illusion of delusion» thematisiert. (In dieser Hinsicht ist die Studie ein Komplement zu M. Bettinis *Il ritratto dell'amante*, Einaudi, Torino 1992). Die methodische Option, die, wie ein Blick in die Bibliographie bestätigt, deutlich auf psychoanalytische Konzepte Freuds und Lacans von «absence/presence» bzw. «desire» bezogen ist, wird in textimmanenter Interpretationen realisiert, ohne dass das Unbehagen aufkäme, man hätte es nur mit dem modischen Aufpfropfen von «Theorie» auf antike Texte zu tun. Die Fragestellung bedingt es, dass bestimmte Werke resp. Geschichten Ovids stärker im Zentrum stehen, etwa *Narcissus* und *Pygmalion*, die *Heroides* und die Exildichtung. Im bes. gelungenen Kapitel zu *Pygmalion* (173–226) verleiht Hardie durch Beleuchtung der Intratextualität zur Perseus-Geschichte (*Met.* 4,663–5,235) und durch Ausblicke auf spätere Pygmalion-Versionen bei Shakespeare (*A Winter's Tale*) und im Schaffen des Jean-Léon Gérôme (19. Jh.) den Darstellungsstrategien Ovids klare Konturen. Im letzten Kapitel «Ovid recalled in the modern novel» (326–337) wird nachvollzogen, wie die Romanciers Ransmayer und Malouf Ovids Spiel der «presence/absence» kongenial aufnehmen. Kurzum: Ein wichtiger Beitrag zur lateinischen Literaturwissenschaft. Christine Walde

Ovid. Die erotischen Dichtungen. Deutsche Gesamtausgabe. Übertragen von *Viktor von Marnitz*.

Mit einer Einführung von *Wilfried Stroh*. Kröner, Stuttgart 2001. LVIII, 324 S.

Die Wiederveröffentlichung dieser metrisch nicht immer ganz lupenreinen Übersetzungen (vgl. etwa *Am.* 1,1,24) wird eingeleitet durch den gut 50seitigen Essay «Ovids Enzyklopädie der Liebe» von W. Stroh. Unter Einbeziehung der aktuellen Ovidforschung bis 2000 skizziert der profunde Kenner der Materie das politische und literarische Umfeld Ovids mit einem kurzen Blick auf die römischen Liebeselegiker sowie die literarische und rhetorische Bildung Ovids, worauf sich konzise Be trachtungen zu den einzelnen Werken *Amores*, *Epistulae (Heroidum)*, *Ars amatoria*, *Remedia amoris* sowie den «Doppelbriefen» anschliessen. Der Schwerpunkt liegt auf der Herausarbeitung der konzeptionellen Unterschiede Ovids im Vergleich zu seinen Vorgängern. In den *Am.* sieht Stroh die Einheit nicht durch eine romanhafte Chronologie gegeben, sondern im Ton und Charakter der Gedichte verwirklicht. Für die *Ep.* als «rührende Dichtung» bricht er vehement eine Lanze. Was den «Archetyp» der erotischen Epistel betrifft, findet er ihn nicht bei Properz (4,3), sondern im Reich des Mythos selbst (Brief der Phaedra an ihre Amme). Stroh weist die Annahme, die *Ars* sei nicht ernst gemeint, zumindest teilweise zurück; die stillschweigende, von Ovid freilich selbst mehrfach lancierte und forcierte Verantwortlichmachung der *Ars* als Verbannungsursache bedürfte hier einer weitergehenden Diskussion, ebenso die nicht in Frage gestellte Echtheit des sog. Gallus-Papyrus. Abschliessend werden die dreimal drei Bücher der *Am.*, *Her.* und *Ars* als Einheit, eben als «Enzyklopädie der Liebe», verstanden, die sich in einer Fülle intertextueller Verweise bezeugt. Ovid formuliert in *Rem.* 361–396 den Anspruch, ein «Vergil der Elegie» zu sein: Dies bringt Stroh auf den Gedanken, die sukzessive Ergänzung um weitere drei Bücher (*Rem.* und Doppelbriefe) als Entsprechung zur Zwölfzahl von Vergils *Aeneis* zu verstehen.

Die Literaturangaben werden knapp kommentiert. Die Interpunktionen dieses Essays hätten ebenso wie von Marnitz' Anmerkungen einer korrigierenden Durchsicht bedurft. Nichtsdestoweniger: Für eine derartig elementare «Enzyklopädie» ein sehr günstiges Preis-Leistungs-Verhältnis.

Werner Schubert

Christian Schulze: Celsus. Studienbücher Antike 6. Olms, Hildesheim/Zürich/New York 2001. 158 p.

Le titre concis annonce un projet ambitieux mené avec rigueur et dynamisme. L'auteur a réuni l'abondante littérature secondaire consacrée à cet auteur fameux pour en extraire ce qui lui est apparu comme ses lignes de force. On regrettera peut-être l'absence d'une certaine distance critique par rapport à certaines questions (p. ex. Celse était-il médecin ou non?); les études celsiennes ont depuis longtemps montré l'incongruité d'une telle question sur laquelle l'auteur revient pourtant à diverses reprises (p. 10; 78–84; 91 et 92) pour finir par reconnaître lui-même que «all diese [...] Argumente vermögen also nicht wirklich die Frage zur Entscheidung zu bringen» (p. 81). Le chapitre 1 est dédié à la vie de Celse (nom, dates). Le chapitre 2 est consacré aux œuvres perdues de Celse qui sont présentées de manière synthétique. Avec le chapitre 3 débute la première des deux parties principales du livre: après avoir exposé (trop?) brièvement des questions cruciales (la transmission du texte; le contexte historico-littéraire du *De medicina*, et la structure générale du traité), l'auteur résume longuement le *De medicina*. La question des sources est rapidement évoquée comme celle de la langue, du style et de la terminologie. Le chapitre 4 est centré sur la réception de l'œuvre celsienne dans son ensemble. Un inventaire rapide des différentes éditions est proposé. L'édition de Marx est abruptement qualifiée de controversée (p. 92). Ce jugement péremptoire aurait pu être étayé par quelques arguments. Car enfin l'édition de Marx reste à ce jour, malgré des imperfections qu'il ne s'agit pas de nier, la seule édition de référence. La deuxième partie principale de l'ouvrage est formée d'une bibliographie de 512 titres qui est d'un grand intérêt et d'une utilité certaine. Si la création de deux rubriques n'apporte aucune clarté supplémentaire, la répartition des titres en fonction des thèmes traités est judicieuse et facilite grandement leur utilisation. Ce livre, à défaut de présenter des idées nouvelles, porte en lui les fermentes des recherches celsiennes futures. Grâce à S., divers lecteurs y trouveront leur compte, le spécialiste – quelle que soit d'ailleurs sa spécialité – tout comme le profane ou simplement le curieux.

Brigitte Maire

Petronius: Cena Trimalchionis. A new critical edition by Jan Öberg. Acta Universitatis Stockholmensis. Studia Latina Stockholmiensis 42. Almqvist & Wiksell, Stockholm 1999. VIII, XX, 58 S.

«The aim of my somewhat provocative edition is to question a number of traditionally accepted readings, ...» (Preface, VII). Diesen Vorsatz hat Ö. so entschieden ausgeführt, dass sein Text unter den neueren *Cena*-Texten der weitaus selbständige und eigenwilligste ist. Ö. ist ein sehr beherzter Kritiker: In seinem Text stehen nicht weniger als 53 eigene Konjekturen. Nach seinen eigenen irrtümlichen Angaben wären es sogar 65! Der ausführliche kritische Apparat verzeichnet auch kleinste, ganz belanglose Schreiberversehen der *Cena*-Handschrift (Codex Traguriensis) und gibt zu vielen Stellen erklärende oder begründende Hinweise.

Eine Emendation von genialer Einfachheit ist Ö. in c. 46,7 gelungen. Für das bisher nie befriedigend erklärte oder verbesserte *destinavi illum artificii docere* schreibt er *d. illi artificium d.* (Den spätlateinischen Dativ bei *docere* darf man der vulgären Redeweise des Echion gewiss zutrauen.) Vortrefflich auch c. 54,3 *per ioculum für periculo*. Das sind zwei Emendationen, denen fortan ein Platz im Text gebührt. Leider enthält Ö.s Text aber auch viel Verfehltes. Dass Ö. mehrmals längst gefundene evidente Emendationen verschmäht und ihnen die verderbte Überlieferung vorgezogen hat, ist besonders misslich. In c. 75,11 stehen sogar die von Bücheler getilgten handgreiflichen Glosseme *femina* und *domini* und *dominae* wieder ohne Klammern im Text.

Ö.s Kritik hat, zwischen Verwegenheit und Zaghaftheit schwankend, nach beiden Seiten hin oft geirrt. Aber seine Ausgabe hat das unbestreitbare Verdienst, den Benutzer fortwährend zu gründlicher Prüfung des Textes anzuregen. Sie bietet Stoff zu textkritischen Überlegungen und Diskussionen in Fülle und sei für Seminarübungen bestens empfohlen.

Konrad Müller

Maria Plaza: Laughter and Derision in Petronius' Satyricon. A Literary Study. Acta Universitatis Stockholmiensis. Studia Latina Stockholmiensis 46. Almqvist & Wiksell International, Stockholm 2000. XII, 227 S.

In ihrer Dissertation analysiert Plaza nach grundsätzlichen Bemerkungen zur Identität des Autors und der Titelgebung (XI–XII), einer Einführung (1–18) und einem Forschungsüberblick (19–54) suk-

zessive sämtliche Textstellen der *Satyricon* (55–211), die explizit dem Wortfeld (*de-ridere*) verpflichtet sind, unter dem Leitgedanken, dass das «Lachen» bei Petron stets ambivalenten Charakter trage und jeweils als Metonymie für eine «interpretative relativisation» (119 bzw. 201f.) zu verstehen sei, durch die jede Wertehierarchie aufgehoben werde. Davon abgesehen, dass diese Sichtweise sowohl im Hinblick auf einzelne Teile (zu Recht verweist Plaza mehrfach auf G. Hubers Studie zur *Witwe von Ephe-sus* [1990]) als auch aufs ganze Werk (vgl. 141 den Hinweis auf Slaters ebenfalls 1990 erschienenes Petron-Buch) nicht neu ist, übersieht Plaza, dass auch sonst Texte selten eindeutig interpretierbar sind und entsprechende Einseitigkeit eher von einer Vorliebe mancher Textexegeten für hermeneutische Prokrustesbetten als von einer Offenheit für die Vielschichtigkeit eines Textes zeugen. Die lemmatische Orientierung verführt Plaza ihrerseits dazu, jede Textstelle (z.T. auch den Wortlaut: *Sat.* 44,18) ihrer These durch gelegentlich selbst wieder einseitige Interpretation anzupassen, was sie jedoch bewusst in Kauf nimmt (10). Methodisch bedenklich wirkt die häufige Vorwegnahme der Resultate (oft stereotyp durch ein «I will argue» eingeleitet) vor den eigentlichen Analysen und Interpretationen. Dessen ungeachtet kommt es insgesamt zu einer positiven Bilanz, was Interpretationen und Kommentierung im Detail betrifft (z.B. die ausgezeichneten Bemerkungen 161–163 zu *Sat.* 78,2). Ein – ergänzungsbedürftiges – Literaturverzeichnis (so fehlt der Band *Die röm. Satire*, hg. von J. Adamietz mit dem wichtigen Artikel von H. Petersmann zum Titel *Satyricon*) sowie ein General-Index beschlies- sen den Band.

Werner Schubert

Interpretare Lucano. Miscellanea di studi. A cura di Paolo Esposito e Luciano Nicastri. Università degli studi di Salerno. Quaderni del Dipartimento di scienze dell'antichità 22. Università degli studi di Salerno, Napoli 1999. 504 S.

Die Sammlung von 19 heterogenen Artikeln zum *Bellum Civile* Lucans bietet einen hervorragenden Einblick in die aktuelle italienische Lucan-Forschung. Programmatisch und am interessantesten sind die ersten beiden Beiträge (Esposito, Narducci), da sie allgemeine Tendenzen der Lucan-Forschung nachzeichnen, die aber auch symptomatisch für die Klassische Philologie im allgemeinen sein dürften. Denn an den Interpretationen des *Bellum Civile* manifestiert sich das Auseinanderdriften des europäischen und anglo-amerikanischen Wissenschaftsverständnisses besonders eindrücklich. So polemisiert Narducci gegen gewisse dekonstruktivistische Wildwüchse der Interpretation (wobei er Johnson, Henderson, Masters und Bartsch regelrecht nacheinander «abschießt»), doch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass «amici» (Leigh) etwas pfleglicher behandelt werden. Bei aller Berechtigung der Kritik reicht jedoch reine Polemik gegen Andersdenkende (etwa in Bezug auf den philosophischen Gehalt des *BC*, S. 71) nicht aus: Mögliche bereichernde Impulse aus der modernen Literaturtheorie oder Zeitgeschichte werden so allzu lässig über Bord geworfen.

Die restlichen Aufsätze (in drei Sektionen: Tra Lingua, Storia, e Letteratura, Note critico-esegetiche, Aspetti del Nachleben) scheinen gleichsam Explikationen der in den einleitenden Artikeln vorgeschlagenen Forschungsperspektiven zu sein (stoischer und politischer Gehalt, Wortfelduntersuchungen usw.).

In summa: Ein wichtiger Beitrag zur Lucan-Forschung, der deutlich nationale Unterschiede in unserer Wissenschaft zu Tage treten lässt. Hoffentlich wird er Ausgangspunkt einer *international* geführten Debatte, in der die nationalen Unterschiede auch selbst zum Thema gemacht werden.

Christine Walde

Jean-Christophe de Nadaï: Rhétorique et poétique dans la Pharsale de Lucain. La crise de la représentation dans la poésie antique. Bibliothèque d'études classiques 19. Editions Peeters, Louvain/Paris 2000. 363 S.

J.-C. de Nadaï greift ein lange vernachlässigtes Thema der Lucan-Forschung auf, nämlich das Verhältnis des Lucanischen *Bellum Civile* zur rhetorischen Theorie und Praxis seiner Entstehungszeit. Ausgangspunkt der Studie (die sehr an der normativen französischen Ästhetik orientiert ist und insofern wie der Sammelband *Interpretare Lucano* [s. oben] ein Specimen nationaler Lucan-Forschung darstellt) ist die Beobachtung, dass Lucan viele seiner Rezipienten nicht erfreue, weil zum einen sein Epos als zu «rhetorisch» empfunden werde, zum anderen schon Aristoteles eine Distanz zwischen

Geschichtsschreibung und Dichtung markiert habe, die Lucan in seinem Epos verwische. Verf. versucht methodisch eine nicht immer gelungene Gratwanderung, indem er die Singularität des *Bellum Civile* in der epischen Tradition auf dem Hintergrund aristotelischer Aussagen herauszuarbeiten sucht. Dies führt zum Teil zu nachdenkenswerten Ergebnissen (z.B. in Bezug auf die «Zeitgenossenschaft» der Erzählerfigur des *BC* und die Besonderheit der Bürgerkriegsthematik). Sein Schluss, dass Lucans pathetischer Erzählstil und seine Verweigerung der Imitation frühere Darstellungsstrategien und Erzählweisen derart ad absurdum führe, dass man z.B. Caesars Besuch in Troia (Buch IX) als Grabmal der Dichtung (S. 346) bezeichnen könne und dass Lucans Intentionen insgesamt eher ausserhalb der Dichtung zu suchen seien, führt in mehrfacher Hinsicht zu weit: Lucan entfernt sich bei genauerer Analyse weniger von seinen «Vorgängern», als es auf den ersten Blick scheint.

Das insgesamt hohe Anregungspotential der Studie wird durch die geradezu verstörende Nachlässigkeit im Umgang mit der Sekundärliteratur und die zahlreichen Fehler in der Bibliographie stark beeinträchtigt.

Christine Walde

Christine Schmitz: Das Satirische in Juvenals Satiren. Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 58. De Gruyter, Berlin/New York 2000. XII, 305 S.

Das vorliegende Buch versteht sich, über sein Thema hinausgehend, auch als Beitrag zur modernen Satirenforschung (wichtig hierzu v.a. 1–19). Die vier Hauptteile «Die satirische Darstellung der Wirklichkeit und der satirische Sprecher» (mit behutsamer Bestimmung der Möglichkeiten und Grenzen der *persona*-Theorie 57ff.), «Stilkonstituierende Mittel satirischer Sprach- und Darstellungskunst», «Kategorien des Satirischen» und «Die satirische Umformung vorgeprägter Modelle» (mit wichtigen Reflexionen zum Begriff Parodie) zerfallen in zahlreiche Untersektionen; die detaillierte, gelegentlich repetitive Analyse der diesen Themen zugeordneten Textsegmente hat den Vorrang vor der kohärenten Interpretation einzelner Satiren. Umfassende Untersuchungen zur sat. Zuspitzung in einem einzigen Wort, das Herausarbeiten einer Art «Grammatik der satirischen Sprache Juvenals» (278) sowie der sat. Umformung vorgeprägter literarischer und mythischer Modelle ergeben ein Bild von J.s Weltdeutung mittels der «Kategorie der Inkongruenz als die seiner satirischen Aussage besonders angemessenen Form» (279). Die nur ansatzweise vollzogenen Vergleiche mit Horaz, Persius und Martial sind indes zu wenig, um das Ziel, «Juvenals Satire adäquat in die satirische Tradition einordnen zu können» (1), zu erreichen; und nur unter Einbeziehung Petrons liesse sich die Behauptung «Im Gegensatz zum Epos im herkömmlichen Stil stellt sich nunmehr die Satire als die Erzählform der Gegenwart dar» (219) halten. Weiteres: Zum Thema «sat. Darstellung der frugalen Lebensweise der guten, alten Zeit» vermisst man Verweise auf ähnliches in Ovids *Ars*; im Kapitel «Die satirische Reduktion eines Menschen auf das entscheidende Detail» (150ff.) fällt kein Wort zu Analogien zur (alt-)römischen Namengebung (Flaccus, Naso etc.) bzw. sprechenden Namen in der griech./lat. Komödie. Der als satiretypisch verstandene Kunstgriff, einmalige mythische Situationen als alltäglich zu erklären (167), findet sich auch in einem so ausgesprochen unsatirischen Kontext wie Seneca *Med. 1022*. Was den J.-Text betrifft, wägt Schmitz in Zweifelsfällen sorgsam ab; in ihrer Appendix zur neuen Teubneriana von J. Willis vermisst Schmitz zu Recht die Überprüfung inkriminierter Stellen durch eine «der satirischen Aussage adäquate Interpretation» (281). Das Literaturverzeichnis (287–298) ist klug gegliedert; der Stellenindex (300–305) suggeriert eine sparsamere Heranziehung anderer Texte, als dies tatsächlich der Fall ist.

Werner Schubert

Ulrike Egelhaaf-Gaiser: Kulträume im römischen Alltag. Das Isisbuch des Apuleius und der Ort von Religion im kaiserzeitlichen Rom. Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 2. Steiner, Stuttgart 2000. 631 S., 57 Abb., 39 Taf.

Diese überarbeitete Tübinger Diss. verbindet in eindrücklicher Weise Textphilologie, Religionswissenschaft und Archäologie, um – ausgehend vom 1. Buch von Apuleius' *Metamorphosen* – Alltagsreligion in einem Heiligtum der römischen Welt zu erarbeiten. Ein erster Teil konzentriert sich auf den Text des Apuleius und überwindet die (Schein-)Debatte zwischen der Lesung als Fiktion und derjenigen als religiösem Dokument durch die Konzentration auf Raum, Zeit und die Lebenswahl des Isisanhängers Lucius (29–106). Der zweite Teil weitet sich aus zu einer Darstellung des Isiskults

zwischen Exotik und Romanisierung, indem zuerst die Exotik in Apuleius in ihrer romanisierten Anwendung analysiert, dann eine Reihe von Isis-Heiligtümern auf ihre architektonische Erscheinung hin untersucht wird (108–223). Die beiden Schlussteile wenden sich vom Romantext dezidiert den architektonischen und sozialen Realien zu. Teil 3 untersucht in einigem Detail die Raumfunktion und -nutzung von Isisheiligtümern der späten Republik und Kaiserzeit (227–401) – ein für die römische Religion neues und wichtiges Unterfangen, für das man sich Nachahmung und Ausweitung wünschte. Teil 4 schliesslich wendet sich dem alltäglichen Betrieb eines Heiligtums zu und versucht mit archäologischen, literarischen und epigraphischen Daten eine Rekonstruktion – auch dies neu und wichtig (405–476). Nach der Zusammenfassung der wichtigsten Resultate (477–483) präsentiert ein Anhang mit 386 Lemmata die lat. Fachterminologie zur Sakralarchitektur – womit nun zusammen mit A. V. Sieberts *Römische Opfer- und Kultgeräte. Ein Beitrag zur Sachkultur römischer Opferpraxis* (1999) ein wichtiges Instrument der lat. Sakralterminologie vorliegt. Der Reichtum des äusserst sorgfältig produzierten und dokumentierten Buchs kann hier nur angedeutet werden; die Forschung zu Apuleius wird davon ebenso profitieren wie die Realienforschung zur römischen Religion. Fritz Graf

Stavros Frangoulidis: Roles and Performances in Apuleius' *Metamorphoses*. Drama, Beiheft 16.

Metzler, Stuttgart/Weimar 2001. VIII, 197 p.

Dans ce livre, dont l'intitulé promettait beaucoup, F. s'intéresse aux changements de rôles et de performances des personnages du roman d'Apulée, en relation avec le thème de la métamorphose. Malgré ce que pourrait faire croire le titre de la collection, il ne s'agit pas a priori d'une étude des (pourtant nombreux) éléments théâtraux que contient ce roman. Dans l'introduction, F. dit s'appuyer sur la théorie des actants de Greimas, dont il adoucit la terminologie en la teintant de connotations théâtrales, ce qui prête quelque peu à confusion. La grammaire narrative de G. n'est pas toujours employée de manière consistante et heuristique; elle sert essentiellement à donner en condensé la structure actantielle d'épisodes déjà copieusement résumés. On aurait espéré davantage de réflexions nouvelles. Une thèse intéressante retient mon attention: celle que le livre 11 ne manifeste pas la structure actantielle de «conflits» présente dans les livres 1 à 10, ce qui amène F. à réitérer l'idée traditionnelle que le monde d'Isis est un monde stable et uniforme, qui s'oppose à l'univers chaotique des apparences des livres précédents. Dommage que l'utilisation sporadique de la théorie de G. ne réussisse pas à appuyer la démonstration.

Danielle van Mal-Maeder

Maaike Zimmerman: Apuleius Madaurensis *Metamorphoses* Book X. Text, introduction and commentary. Groningen Commentaries on Apuleius. Egbert Forsten, Groningen 2000. 487 p.

Ce commentaire est le cinquième volume de la série des *Groningen Commentaries on Apuleius* (= GCA) initiée en 1973 par un groupe de chercheurs de l'Université de Groningue. Par rapport aux autres volumes, il se distingue par le fait qu'il est l'œuvre d'un seul auteur, et offre une uniformité de pensée et de style plus grande. Fruit de nombreuses années d'élaboration, d'une densité et d'une richesse remarquables, ce commentaire est précédé d'une longue introduction qui en expose la méthode et met en perspective la structure du livre et sa place dans le roman. Trois appendices le complètent, consacrés aux récits enchaînés du livre X et au fameux problème du *spurcum additamentum* (10,21), exposé avec une retenue toute batave. GCA 2000 constitue plus qu'un instrument de travail au service de la compréhension du texte: le livre X des *Metamorphoses* attendait une étude approfondie qui mette en valeur ses particularités et ses qualités. C'est désormais chose faite.

Danielle van Mal-Maeder

Apuleio Neosofista. Discorso per la sua statua a Cartagine (Floridum 16). Introduzione, testo, traduzione e commento a cura di Alberto Toschi. Università degli Studi di Parma. Dipartimento di Filologia Classica e Medievale 14. Opus Libri, Florence 2000. 135 p.

La seconde sophistique romaine est un domaine négligé. Alberto Toschi y apporte donc une contribution bienvenue mais limitée au seul discours vraisemblablement complet du recueil, un discours que sa structure éloigne de la canonicité oratoire, et qui offre un bon exemple d'expression artificiellement spontanée. Détaillée et probe, son introduction comporte deux parties. La première est

historique et prosopographique (p. 3–22), la seconde thématique (p. 22–41). Son texte est celui de Vallette à une exception près (p. 43). Détaillé et de facture elle aussi très classique, son commentaire (p. 53–118) de ce texte court mais de très haute densité, est surtout littéraire et stylistique, et contient une forte quantité d'informations sur la rythmicité du texte. On appréciera que les clausules et parfois la colométrie – je crois pourtant que le terme n'apparaît nulle part – soient considérées un peu en détail. L'auteur signale certes (p. 53), à la suite de Bernhard, que les clausules y sont encore plus richement utilisées, *oratio oblige*, que dans les *Métamorphoses*, mais il ne dit pourtant rien ni de leur spécificité ni de leur fonction, notamment thématisante et argumentative. En l'état d'une prose néosophistique, consubstantiellement liée à sa colométrie, au moins aussi rythmique et musicale qu'informative, une édition du texte *per cola et commata*, sur le modèle proposé par les Vretska pour le *Pro Archia* (Darmstadt 1988), eût été une bonne idée. De fait, l'introduction de ce livre manque d'une troisième partie dévolue aux moyens expressifs et oratoires mis en œuvre, des moyens dont l'évaluation, eu égard au titre, passait toute autre tâche. Une forte bibliographie (p. 119–129) et un «indice dei termini e delle cose notevoli» concluent un volume qui, nonobstant ce qui vient d'être dit, est aussi utile que bien fait.

Gérard Fry

Macrobe. Commentaire au Songe de Scipion, Livre I. Texte établi, traduit et commenté par *Mireille Armisen-Marchetti*. Collection des Universités de France. Les Belles Lettres, Paris 2001. CVII, 201 p. (1–135 double).

L'éditrice, rappelant que l'ordre le plus fréquent des trois noms de l'auteur est Macrobius Ambrosius Theodosius, relativise, sur la base de ses propres collations de manuscrits, la démonstration d'A. Cameron, pour qui Macrobe était connu de ses contemporains sous le nom de Theodosius. Macrobe est un provincial, dont le grec n'est pas la langue maternelle, pas plus que le christianisme la religion, mais dont la Haute-Egypte pourrait être la patrie. Haut fonctionnaire, il dédie, à l'instar des *Saturnales*, le *Commentaire* à son fils Eustathius vers 430. L'épigraphie aide à repérer et à dater le fils et le petit-fils de Macrobe. Le commentaire philosophique, issu de l'école, tend vers un but non seulement didactique, mais encore intime: l'intériorisation d'une doctrine, guide de vie. En s'attachant à des morceaux choisis, dont la somme équivaut à un peu plus de 60% du texte cicéronien, Macrobe commente une *fabula* (*comm. 1,2*), une fiction littéraire, un songe eschatologique, qui est dialogue à l'intérieur d'un dialogue. Si le *Songe de Scipion* est une imitation du mythe d'Er qui concluait la *République* de Platon, des divergences fondamentales séparent les deux mythes: Cicéron intègre, dans la représentation pythagorico-platonicienne du mythe d'Er, des éléments stoïciens, et il reflète l'état de la science à son époque; en outre, s'écartant d'un mythe universaliste qui fait d'Er le témoin passif du devenir des âmes après la mort et qui assimile le parfait chef d'Etat au philosophe, Cicéron consacre en un héros national l'immortalité astrale du politique méritant. Le *Commentaire*, dans son empreinte néoplatonicienne, parcourt le champ de la philosophie, invitant le lecteur à un progrès spirituel. L'éditrice expose avec prudence le problème des sources, en montrant la fragilité des hypothèses échafaudées par la critique. Elle s'intéresse à la survie de l'œuvre au Moyen Age et à la Renaissance, s'explique sur les huit témoins du IX^e, voire du X^e s., qu'elle a retenus parmi quelque 230 manuscrits. Au sujet de la datation relative de Servius et de Macrobe (XVII–XVIII), le soussigné rappelle qu'il s'est exprimé dans ces colonnes (*MusHelv* 41, 1984, 162–173).

Philippe Bruggisser

David Amherdt: Sidoine Apollinaire. Le quatrième livre de la correspondance. Introduction et commentaire. Sapheneia. Beiträge zur Klassischen Philologie 6. Peter Lang, Bern etc. 2001. 589 p.

Si inserisce in un quadro di rinnovato interesse per l'opera di Sidonio Apollinare il recente studio di D. Amherdt. Frutto della tesi di dottorato in filologia classica presso l'Università di Friburgo, il lavoro prende in esame il libro più esteso dell'epistolario sidoniano, le cui venticinque lettere offrono un ampio ventaglio di testimonianze sulla società aristocratica gallo-romana del V secolo. Una lunga e articolata introduzione si incarica di presentare la figura di Sidonio, le sue epistole e la sua lingua, mentre il resto del libro (la cui consultazione sarebbe stata agevolata dalla riproduzione, anche anastatica, del testo seguito: quello stabilito da A. Loyen nella sua classica edizione) è dedicato ad un approfondito e sistematico commento delle singole lettere. Per ogni epistola vengono fornite le notizie prosopogra-

fiche sul destinatario, le ipotesi sulla datazione e le caratteristiche generali (contesto e contenuto, struttura, temi e motivi letterari, scopi), seguite da un'analisi dettagliata di taglio in prevalenza linguistico-stilistico e particolarmente attenta al vasto retroterra culturale di Sidonio. Arricchisce ulteriormente questo importante contributo un copioso apparato di indici (*verborum, nominum, rerum, locorum*).

Filomena Giannotti

Jürgen Paul Schwindt: Prolegomina zu einer «Phänomenologie» der römischen Literaturgeschichtsschreibung. Von den Anfängen bis Quintilian. Hypomnemata 130. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2000. 249 S.

In seiner Bielefelder Habilitationsschrift wendet sich Schwindt der Frage zu, ob es in der römischen Antike so etwas wie Literaturgeschichtsschreibung gab und, wenn ja, wo sich Entsprechendes finden liesse. Denn, wenn man von mit anderer Intention geschriebenen einschlägigen Referenzstellen (Quintilian, *Institutio Oratoria* X oder Cicero, *Brutus*) absieht, ist nichts überliefert, was dem Genre nach einer modernen Literaturgeschichte gleichkäme.

In der umfanglichen Einleitung (9–46, nebst einem Exkurs zur griechischen Literaturgeschichtsschreibung 47–51) entwirft S. den Horizont seiner Studie, indem er der Geschichte und den Bedingungen der modernen Literaturgeschichtsschreibung nachgeht. In den folgenden Kapiteln zu einzelnen Autoren diskutiert er die meist fragmentarischen Ansätze zu einer genuinen Literaturgeschichtsschreibung in Rom. In einem Schlussteil (207–221) formuliert er die Ergebnisse in 10 Thesen, die das besondere Wesen des römischen Literaturverständnisses (z.B. Fehlen einer konstanten epochalen Begrifflichkeit, Interesse am Politischen und das Anekdotische) herausstreichen.

Wie schon in seiner Dissertation (dazu *MusHelv* 54, 1997, 234f.) fällt ein Auseinanderklaffen zwischen der sehr theoretischen Einführung und der Zusammenfassung einerseits und dem Durchgang durch die entsprechenden Passagen der römischen Literatur andererseits auf. Der Gewinn der Studie dürfte denn auch in der Einführung liegen, gegen die der zweite Teil deutlich abfällt. Dieser Spagat wird daraus verständlich, dass es dem Verf. aus einem gewissen Unbehagen an der Klassischen Philologie heraus um eine Öffnung hin zu den Fragestellungen und Horizonten der modernen Philologien zu tun war, ohne die Ansprüche der «traditionellen» Klassischen Philologie zu vernachlässigen.

Christine Walde

Denis Knoepfler: Décrets érétriens de proxénie et de citoyenneté. Eretria – Fouilles et recherches 11.

Ecole suisse d'archéologie en Grèce. Payot, Lausanne 2001. 490 S., 102 Abb., 1 Falttaf.

Die Studie ist aus den langjährigen Eretria-Forschungen K.s erwachsen (S. 7, s. auch Bibliographie S. 12). Der Epigraphik dieser Stadt gewidmet, soll sie indessen kein Corpus einer bestimmten Urkundengattung bieten. Ihr Ziel ist ein tieferes Verständnis der eretrischen Proxenie, dem die eingehende Untersuchung einer Reihe von Ehrendekreten für Fremde dient. Die Auswertung dieser Urkunden führt darüber hinaus auf eine Fülle von schwierigen chronologischen, diplomatischen, institutionenkundlichen, onomasiologischen, topographischen und historischen Fragen, mit denen sich K. in Text und Anmerkungsapparat auseinandersetzt.

In der Einleitung legt K. die Fortschritte der eretrischen Epigraphik sowie den Forschungsstand zur universalgriechischen Institution der Proxenie dar. Nachfolgend behandelt er in chronologischer Reihenfolge 50 Dekrete, wobei mit arabischer Numerierung Inedita bzw. ergänzte oder verbesserte Editionen (19) gegenüber den Urkunden «non repris in extenso» mit römischer Numerierung (31) hervorgehoben sind. Bei letzteren ist auf Wiedergabe vollständiger Texte, kritischen Apparat und Übersetzung verzichtet, Abbildungen vom Stein oder vom Abklatsch sind regelmäßig beigegeben. Spezialproblemen im Lichte der Urkunden und anderer Quellen widmet sich K. in 5 Appendices. Das Werk ist reich ausgestattet mit Abbildungen guter Qualität, Skizzen, Tabellen und vorzüglichen Indices.

Unter den Neuheiten ragt das Dekret (vor 251 v.Chr.) für einen Funktionär des Antigonos Gonatas namens Proteas heraus (Nr. 15), wo auch der spätere Rebellenkönig Alexandros, Sohn des Krateros, – zu dieser Zeit noch loyaler Philos des Makedonenkönigs – sowie ein gewisser Dioskurides erwähnt sind, und das neue Perspektiven auf diese noch weithin dunkle Epoche der hellenistischen Geschichte eröffnet (Beziehungen zu Nr. 19 und XXV). Überhaupt spiegelt die neue und neu interpre-

tierte Dokumentation vornehmlich die Beziehung Eretrias zu Repräsentanten der makedonischen Monarchie.

Die Breite und Gründlichkeit der epigraphischen und historischen Kommentierung K.s trägt viele reife Früchte, auch wenn manche seiner Auffassungen wohl in der Diskussion bleiben werden.

Christian Marek

Inschriftliche Denkmäler als Medien der Selbstdarstellung in der römischen Welt. Hg. von Géza Alföldy und Silvio Panciera. Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien 36. Steiner, Stuttgart 2001. 229 S., 12 Abb.

Der aus einer Tagung 1999 hervorgegangene Band, eingeleitet von S. Panciera, enthält sieben fundierte Studien zu einem Gebiet, auf dem sich die Interessen mehrerer altertumswissenschaftlicher Disziplinen begegnen. Gestützt auf eine stupende Datenfülle dokumentiert G. Alföldy die konsequente Nutzung von Monumenten «als Medien für systemstabilisierende Botschaften» (38) unter sich stets wandelnden Rahmenbedingungen. B. Borg und Chr. Witschel präsentieren in ihrem Beitrag zu den Veränderungen im Repräsentationsverhalten der römischen Eliten während des 3. Jhs n.Chr. einen alternativen Ansatz zum Verständnis der Kultur dieser Zeit, indem sie aus ihren Quellen auf eine komplexe «Interaktion von längerfristigen Mentalitätsveränderungen und kurzfristigen äusseren Impulsen» schliessen (118), der die gängigen simplifizierenden Modelle nicht gerecht werden. F. Feraudi-Gruénais gibt einen knappen, dennoch vielversprechenden Vorbericht zu einer geplanten Monographie, die der sepulkralen Selbstdarstellung von Unterschichten im Lichte der Inschriften kaiserzeitl. stadtröm. Grabmonumente gewidmet ist. H. Niquets Arbeit zur valentinianischen Dynastie und Rom lässt den epigraphischen Befund in einen erhellenden Dialog mit literarischen Quellen treten. Den Kenotaphen, einem Sonderbereich von Grabmonumenten, widmet C. Ricci eine systematische Studie unter dem Blickwinkel der Thematik dieses Bandes. W. Riess erschliesst aus knapp 130 stadtröm. Lehrerinschriften (in einer abschliessenden Liste [193–206] nach Provenienz, Monument, Terminus, Nomenklatur, Status, Dedikation, Datierung und Besonderheiten minutiös rubriziert) die Tendenz eines grundsätzlich positiven Wandels der Bildungseinschätzung, die mit den Ergebnissen der Auswertung anderer Quellengattungen korrespondiert. Methodisch stringent und spannend, wenn auch notwendigerweise spekulativ (etwas überbordend 225ff.) ist B. Rucks Versuch, der Arcadiusbasis auf dem Caesarforum Rückschlüsse auf das Gesamtmonument und seine Aufstellungsweise abzugehn. Der Facettenreichtum und der hohe Rang der auf der röm. Epigraphik basierenden Forschungsaktivitäten zu Rom und Heidelberg werden hier einmal mehr eindrucksvoll bestätigt.

Werner Schubert

Salvatore Contino: *Iscrizioni latine volgari*. Università degli Studi di Palermo, Palermo 2000. 156 S.

C. legt ein aus seinem Unterricht hervorgegangenes Bändchen mit einer Auswahl vulgärlateinischer Inschriften vor, das viele ähnliche Gelegenheitspublikationen an Qualität deutlich hinter sich lässt. Nicht nur lässt der Aufbau keine Wünsche offen: Abkürzungsverzeichnis, «Introduzione» – d.h. eine kleine Laut- und Formenlehre des Vulgärlateins (56 S.) –, Textteil mit 170 Inschriften und einer Seite Originalabkürzungen, sprachlicher Kommentar zu den einzelnen Texten (32 S.), Bibliographie und schliesslich je ein Quellenindex der Inschriften und der genannten literarischen Stellen, – auch die Qualität und Leserfreundlichkeit der Einführung (unterstützt durch Fussnoten) und des Kommentars sind höchst erfreulich. Zu bemängeln ist einzig die undurchsichtige Reihenfolge der – im übrigen sehr geschickt ausgewählten – Inschriften (eine Ordnung nach Regionen oder Themen wäre übersichtlicher gewesen), ferner ist bedauerlich, dass Hilfen zur Metrik der aufgenommenen *Carmina epigraphica*, die bekanntlich nicht immer leicht durchschaubar ist, weitgehend fehlen. Gelegentliche sachliche Widersprüche, etwa dass es sich bei dem [e] statt [a] in *CIL III 15166 scolestico* (in betonter Silbe!) doch wohl eher um Analogie zu *domesticus* als um eine lautliche Erscheinung handelt (S. 99), tun dem Nutzen dieses Büchleins keinen Abbruch, auch wenn damit V. Väänänens *Introduction au latin vulgaire* keineswegs entbehrlich wird und auch kein Ersatz für die drei längst vergriffenen «Kleinen Texte für Vorlesungen und Übungen» von Ernst Diehl (Pompeianische, Altchristliche und Vulgärlateinische Inschriften) geschaffen ist.

Rudolf Wachter

Marcello La Matina: Il problema del significante. Testi greci fra semiotica e filosofia del linguaggio.

Studi e Ricerche 2. Carocci, Rom 2001. 266 S., 10 Abb.

Das Buch soll den Editoren/-innen eine «semio-philologische» (S. 194) Kommunikationstheorie liefern: Antike Autoren als Sender und moderne Philologen/-innen als Empfänger sollen mit Hilfe semiotischer und sprachphilosophischer Anschauungen (vor allem von Petöfi, Hjelmslev, Davidson und Goffman) in ein reflektiertes System gebracht werden. Das erste Kapitel kritisiert die Signifikatsbezogenheit der semio-narrativen Syntax von Greimas und lässt fürchten, das Unternehmen verscheibe sich der positivistischen Hypothese, wonach die Kommunikation durch die Abbildung der gleichen Zeichen auch immer den gleichen Sinn vom Sender zum Empfänger transportiere. Aber die folgenden Kapitel über die oszillierende Verwendung des gleichen Wortzeichens in den platonischen Dialogen, in der meisterlichen Bestimmung der mündlichen Gattung «Vortrag» bei Plutarch, schliesslich in den feinen Unterscheidungen der Formen des Zitierens (Plutarch bei Basil von Caesarea) zeigen, dass die gewählten theoretischen Instrumente in der philologischen Anwendung durchaus realistische Ergebnisse liefern können. Am Ende wird die Kommunikation von Autor, Zwischenstufen und Editor als Zitatenkette erklärt. Das hat den Vorteil, den Editor in den semiotischen Prozess der Interpretation einzurechnen. Der Sinn der Texte wird dabei (nach den Theorien der Moskau-Tartu-Schule) als kulturbabhängig betrachtet. Das Buch endet mit *scripta volant, verba manent* (S. 242) und verweist so ein letztes Mal darauf, dass Editoren/-innen sich mehr um den Signifikanten als um das Signifikat kümmerten. Dennoch bleibt der Titel etwas rätselhaft: Auch wenn die These vom gleichbleibenden Signifikanten immer im Hintergrund zu spüren ist, geht es in dem Buch ständig um die Bedeutung, selten um Lautlichkeit oder Prosodie.

Martin Steinrück

Cien años de investigación semántica: de Michel Bréal a la actualidad. Actas del Congreso Internacional de Semántica I y II. Universidad de la Laguna 27–31 de octubre de 1997. Ed. por Marcos Martínez Hernández et al. Ediciones Clásicas, Madrid 2000. XXIV, XIX, 1758 p.

Ces deux forts volumes consacrés à la sémantique générale telle qu'elle est pratiquée aujourd'hui ne sont pas sans intérêt pour l'antiquisant linguiste. Il peut y constater l'état général des études sémantiques et l'importance de la place qu'y occupent les langues anciennes, auxquelles sont consacrées près de 350 pages, soit l'équivalent d'un bon livre en soi. Un peu de mise en perspective fait voir que l'étude de la sémantique du grec et du latin est un domaine aujourd'hui moins développé que celui, par exemple, de la syntaxe, que cette sémantique est trop souvent encore assimilée à la lexicologie dichotomique du *ThLL*, et surtout qu'elle manque de cette assise théorique qui en dégagerait les traits distinctifs synchroniques, opération que l'on sent difficile à réaliser dans le cadre d'une linguistique des langues anciennes encore trop souvent dépendante de la seule grammaire comparée.

Gérard Fry

Bernard Colombat: La grammaire latine en France à la Renaissance et à l'Age classique. Théories et pédagogie. ELLUG, Grenoble 1999. 724 p.

L'histoire du latin n'est ni simple ni uniforme; l'histoire de la langue latine ne l'est pas davantage. Quant à l'histoire de la grammaire latine, ce n'est pas du latin et de son étude seulement qu'elle nous entretient, mais de toute la tradition, longue et complexe, qui en est nourrie. La matière par conséquent ne manque pas. B. Colombat a eu la sagesse – que déjà il juge téméraire – de s'en tenir à la France et aux époques consécutives de la Renaissance et de l'Age classique.

Le sujet est passionnant; il l'est d'autant plus que, comme l'auteur a raison de le déplorer, l'histoire de la grammaire latine est méconnue, parce que d'une part négligée des latinistes eux-mêmes et, en tant que cadre naturel de la langue qu'elle décrit, souvent perçue d'autre part comme non problématique pour les siècles en question. Lorsqu'elle est entreprise avec soin, son étude en tout cas enrichit conjointement deux domaines, l'histoire de la linguistique et l'histoire de la pédagogie. C'est à la croisée de ces deux perspectives que B. C. a situé son enquête, que, lucidement et modestement, il veut rigoureuse, honnête et non héroïque.

Les instruments de l'apprentissage de la langue, à savoir les grammaires, sont à apprécier autant comme outils didactiques que comme reflets conceptuels des méthodes et des buts de leur temps. Les

théoriciens en effet ne manquèrent pas, qui tous furent aussi des pédagogues; de l'histoire des théories et des fins pédagogiques qu'elles servent l'auteur retrace les jalons et éclaire les intentions (Donat, Priscien, Alexandre de Villedieu, Valla, Nebrija, Despautère, Erasme, Lily, Linacre, Scaliger, Ramus, Alvares, Sanctius, Scioppius, Vossius, Lancelot, Du Marsais, Lhomond). Il inventorie avec minutie les formes imaginées par les uns et les autres pour faciliter l'étude de la langue, pose toutes les questions nécessaires à une juste appréhension épistémologique du sujet et prend le temps de s'attarder à quelques points particuliers relatifs aux parties du discours, à la morphologie et à la syntaxe.

La richesse des données est considérable et l'inventivité de leur présentation tout à fait recommandable. Chacun reconnaîtra que la pensée, la langue et la pédagogie sont dans ce livre mises en valeur par un pertinent – et pondéré – connaisseur du latin et de son histoire. Pascale Hummel

Loren J. Samons II: Empire of the Owl. Athenian Imperial Finance. Historia Einzelschriften 142.

Steiner, Stuttgart 2001. 358 p.

Ce livre, issu d'une thèse de doctorat dirigée par Charles Fornara, s'attaque à l'un des problèmes les plus ardu et les plus disputés de l'époque classique grecque. La recherche sur les finances de l'empire athénien est déterminée par la tradition antique selon laquelle les Athéniens se seraient approprié en 454 le trésor de la ligue maritime, qui se serait alors monté à 10000 talents, l'auraient consacré à Athéna et l'auraient utilisé en partie pour les constructions du Parthénon; et il est généralement admis que les quelques 6000 talents déposés à l'Acropole au début de la guerre du Péloponnèse (Thuc. 2,13,3) proviendraient du trésor de la ligue.

J'ai exposé dans deux articles parus dans *Historia* 39 (1990) 129–148 et 46 (1997) 145–157 les raisons pour lesquelles cette tradition, qui remonte apparemment à Isocrate, ne me paraît pas crédible. J'ai en particulier fondé mon argumentation sur le fait que le texte de Thucydide et la documentation épigraphique sont totalement incompatibles avec cette tradition, et que par ailleurs les Grecs en général et les Athéniens en particulier faisaient une distinction rigoureuse entre biens profanes et biens sacrés, ces derniers étant inaliénables sous peine de sacrilège. De mon point de vue, la fortune d'Athéna provenait de la part de butin que les Athéniens comme les autres Grecs avaient l'habitude de consacrer à leurs divinités protectrices, et de revenus divers dont l'existence est bien attestée par différentes sources.

La position de S. sur cette question cruciale est paradoxale et contradictoire. Dans le premier chapitre de la première partie (p. 28–83), il constate lui aussi que les comptes de l'Acropole qui nous sont parvenus concernent uniquement le Trésor d'Athéna, ce qui signifie que la réserve de 6000 talents dont parle Thucydide appartenait effectivement et en pleine propriété à la déesse. Il établit également, par une analyse rigoureuse de la documentation littéraire et épigraphique, une distinction claire et correcte entre 1) le Trésor d'Athéna géré par les trésoriers de la déesse, 2) le δημόσιον, c'est-à-dire le Trésor public de l'Etat athénien, et 3) le Trésor de la ligue maritime administré par les hellénnotames. Mais il reste par ailleurs fidèle à la tradition sur la provenance des richesses d'Athéna, la modifiant seulement sur un point relativement secondaire: selon lui, les Athéniens n'auraient en 454 transféré au sanctuaire d'Athéna qu'une partie du trésor de la ligue, et le versement de 3000 talents au trésor d'Athéna dont fait état le fameux décret de Callias de 433 ou 432 (*IG I³ 52A*) serait en fait le transfert à la déesse du solde du trésor de la ligue. Il est ainsi amené à affirmer à plusieurs reprises qu'en définitive la distinction entre biens sacrés et biens profanes n'était pas si rigoureuse, et que les Athéniens peuvent très bien avoir consacré à leur divinité tutélaire des biens profanes pour ensuite les réutiliser à des fins profanes. En somme, il n'a pas réussi à se libérer d'une théorie que son étude minutieuse de la documentation aurait dû logiquement l'amener à rejeter.

Il résulte de cette attitude contradictoire que le livre de S. est difficile à lire, même pour des spécialistes (les p. 92sqq. sur le transfert du trésor en 454 sont un vrai casse-tête). C'est dommage parce que son premier chapitre est excellent et fondamental, et parce que pour le reste il fait preuve d'une remarquable maîtrise de la documentation, ce qui n'est pas du tout évident, et d'un très bon jugement (cf. par exemple les p. 139sqq. sur le papyrus de Strasbourg). Un livre utile, donc, et même indispensable pour toute recherche future sur un sujet vraiment très difficile. Adalberto Giovannini

Hilmar Klinkott: Die Satrapienregister der Alexander- und Diadochenzeit. Historia Einzelschriften

145. Steiner, Stuttgart 2000. 130 S.

Zur Rechtfertigung seines Arbeitsvorhabens listet Verf. in der Einleitung seiner Abhandlung (S. 7–9) die Defizite anderer Publikationen auf. In diesem Zusammenhang mustert er die Arbeit des Rez. (*Die Satrapienverwaltung im Perserreich zur Zeit Darius' III.*, TAVO Reihe B 87 [1994]; im folgenden JS) als Referenzwerk aus, da in ihr «der Grundbestand nicht übersichtlich erfasst» sei und da sie sich auf die Zeit Dareios' III. beschränke.

Das zweite Argument überrascht nicht nur, weil es unzutreffend ist, sondern auch, weil selbst dem nicht Eingeweihten klar ist, dass die Epoche Dareios' III. für die Rekonstruktion der Provinzverwaltung der Alexander- und Diadochenzeit von allergrößter Bedeutung ist und umgekehrt. So hat auch der Rez. seinerzeit die für die nachachämenidische Zeit überlieferten Listen aufgearbeitet.

Hier hätte Verf. erfahren können, dass in diesen Katalogen der Westen des Reiches bevorzugt wird (JS 49f.), dass sie also nicht den «gesamten Satrapienbestand» (S. 70) bieten und dass es somit uto-pisch ist, aus ihnen auf direktem Wege einen «Grundbestand der Satrapien» (S. 99; 101f.) rekonstruieren zu wollen, wie es sich Verf. zur Aufgabe gemacht hat.

Die Listen, die Verf. auf der Grundlage der von ihm für die Reichsteilungen von Triparadeisos und Babylon bevorzugten Überlieferung vorlegt (S. 48; 70), stimmen mit dem, was JS 41–50 gibt, exakt überein. Die «verdeckte» Liste zur Alexanderzeit (S. 77–80) ist dagegen unvollständig; es fehlen z.B. Assyrien und Chorasmien. «N-Indien, westl. d. Indos» ist identisch mit Gandara; die vom Verf. S. 79 gegebenen, je verschiedenen Beamtnamen schliessen sich also gegenseitig aus (vgl. JS 77ff.; 261ff.). Die Widersprüchlichkeit anderer Angaben zur Zuständigkeit von Beamten (S. 79) resultiert daraus, dass Verf. die Hierarchie der Ämter nicht berücksichtigt. Die Ableitung einer Liste für die Zeit Dareios' III., die Verf. S. 94–100 auf der Grundlage des Vorangegangenen unternimmt, ist in ihrer Simplizität völlig absurd (vgl. JS 118–251).

Die Beweggründe, die den Verf. verleiten, unter einem nichtigen Vorwand bereits geleistete Arbeit zu ignorieren, möchte der Rez. nicht öffentlich werten. Wissenschaftlicher Fortschritt lässt sich bei solchem Vorgehen allerdings nicht erzielen.

Bruno Jacobs

Erich S. Gruen: Diaspora. Jews amidst Greeks and Romans. Harvard University Press, Cambridge, Mass./London 2002. IX, 386 S.

In diesem äusserst anregenden und ebenso provokativen Buch zeichnet Gruen ein Bild der antiken jüdischen Diaspora, das sich erstmal gegen allzu simple Kategorisierungen wohltuend verwehrt. Für G. entspricht die gängige Dichotomie «Assimilation vs. Separation» nicht der antiken Realität. G. zeigt, dass die in der mediterranen Diaspora lebenden Juden kein isoliertes Leben führten (dem ethnographischen Topos zum Trotz), sich aber gleichzeitig meist ihren Traditionen verbunden fühlten und insbesondere zu Jerusalem eine enge Beziehung beibehielten. Heimat freilich, so G., blieb die Diaspora, eine Rückkehr nach Jerusalem war nicht das Ziel. Aus der Untersuchung ergibt sich ein mehrheitlich positives, gelegentlich vielleicht zu optimistisches Bild. Das Buch reiht sich ein in einen seit kürzerem geführten Dialog zur Frage nach der Diasporabefindlichkeit in der Antike (vgl. D. R. Schwartz, «How at Home Were the Jews of the Hellenistic Diaspora?», *CPh* 95, 2000, 349–357).

Das Buch besteht aus zwei Teilen: In einem ersten Teil geht G. der Geschichte der Diasporagemeinden in Rom, Alexandrien und Kleinasien nach. Die Juden waren in all diesen Orten ein fester und ungefährdeter (auch ungefährlicher) Bestandteil der lokalen Bevölkerung. Die gelegentlichen Vertreibungen von Juden aus Rom, während der Republik und dann vor allem in der frühen Kaiserzeit, sagen gemäss G. mehr über die politische Befindlichkeit Roms aus als über das Verhältnis zu den Juden. So bringt G. die Vertreibung der Juden und Ägypter unter Tiberius im Jahre 19 n.Chr. mit der damals kritischen politischen Lage dieses Kaisers in Zusammenhang; Rom kannte keine Judenpolitik. Gleiches ist von Alexandrien zu sagen: Antijüdisches ging eher von ägyptischer als griechischer oder römischer Seite aus. Das Pogrom im Jahre 38 n.Chr. unterbrach eine ansonsten äusserst fruchtbare jüdisch-alexandrinische Symbiose.

Im zweiten Teil des Buches untersucht G. hellenistisch-jüdische Texte auf Anzeichen hin, die etwas über die Diasporabefindlichkeit von Autor und Leserschaft aussagen. G. greift hierbei auf einen An-

satz zurück, den er schon in *Heritage and Hellenism* (Berkley 1998) fruchtbar zur Anwendung gebracht hatte. Die Bücher Esther, Tobit und Judith sowie die biblischen Neufassungen bei Artapanus und in den Testamenten des Abraham und des Hiob zeichnen sich für G. durch einen selbstbewussten und oft augenzwinkernden Umgang mit jüdischer Geschichte und der Diasporarealität aus. Nicht alle Leser werden hier dem Autor bei jeder Interpretation Folge leisten wollen. Dass diese Texte als Spiegel einer innovativen Diasporagemeinschaft gelesen werden sollten, in der auch Ironie – gegen aussehnen wie gegen innen – möglich war, wird von G. freilich auf überzeugende Art und Weise aufgezeigt.

René S. Bloch

Origines Gentium. Textes réunis par Valérie Fromentin et Sophie Gotteland. Ausonius-Publications 7. Ausonius/Diff. De Boccard, Bordeaux/Paris 2001. 395 S., zahlr. Abb.

Dieser Sammelband, eingeleitet von D. Briquel, vereinigt 26 Vorträge, welche anlässlich dreier Tagungen (1996 und 1997) in Bordeaux gehalten wurden. Ausgangspunkt für die Herausgeber ist der grundlegende Artikel von E. Bickerman (*CPh* 47, 1952, 65–81), welcher dem Band auch den Namen gegeben hat. Die Beiträge, welche hier aus Platzgründen leider nicht alle erwähnt werden können, beleuchten diverse Aspekte ethnischer Entstehungsgeschichten, und zwar sowohl aus philologischer als auch aus historischer Sicht. In einem ersten Teil werden allgemeinere Beobachtungen gemacht, so z.B. zur «Reinheit» der Autochthonie und zu den Bezeichnungen auf μῆτη für Mischlinge (M. Casevitz) oder zur Bildung von Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Städten und Völkern durch gemeinsame mythische Vorfahren, wie sie neben literarischen Quellen auch Inschriften bezeugen (O. Curty). Im zweiten Teil, «Griechenland und Asien», kommt die Abneigung der Athener gegen die Vermischung mit anderen Völkern zur Sprache; obwohl negativ konnotiert, unterband sie kulturelle Übernahmen nicht (D. Lenfant). Eine Wandlung erlebte der Begriff der Autochthonie in der Kaiserzeit (E. Oudot). Der dritte Teil ist Italien, Gallien und Afrika gewidmet. Die Frage der *origo* Roms, in augusteischer Zeit hochaktuell, spielt in Vergils *Aeneis* eine herausragende Rolle (D. Nelis). Dass bei der Behandlung der eigenen Ursprünge öfters politische Überlegungen im Spiel waren, zeigen u.a. auch die Beiträge von D. Briquel (Lanuvium) und D. Marcotte (Samnitien und Griechen). Was Kyrene betrifft, weist C. Dobias-Lalou nach, wie Thera im literarisch überlieferten Mythos als *origo* für die Einwohner der Kolonie im Vordergrund steht, der kyrenische Dialekt aber, wie er in den Inschriften fassbar wird, von demjenigen Theras abweicht. Quellen- und Namen-Indices runden diesen reichhaltigen Band ab.

Christian Zubler

Alain Meurant: L'idée de gémellité dans la légende des origines de Rome. Académie Royale de Belgique, Bruxelles 2000. 335 p.

La gémellité de Romulus et Rémus est l'élément le plus célèbre de la légende des origines de Rome. Souvent traité comme un poncif, ce motif n'a jamais fait l'objet d'une véritable enquête approfondie sur ses qualités intrinsèques. Alain Meurant vient combler cette lacune en livrant dans son livre, issu de sa thèse de doctorat, les fruits de plusieurs années de recherches consacrées à la gémellité des *primordia Romana* et à ses rapports aux mythologèmes universels et indo-européens.

Une première partie dresse un utile état de la recherche et expose les constantes ou «topiques» gémellaires qui se retrouvent à l'échelle de la planète et au niveau indo-européen afin de dégager les spécificités de la variante romaine. Les jumeaux n'y sont notamment plus des dieux, et s'affrontent de manière sanglante, en inversant leurs rôles. L'auteur examine dans la deuxième partie la place qu'occupe le motif gémellaire dans la tradition officielle et dans les versions fragmentaires dissidentes. Si le couple gémellaire a valeur de dogme dans la tradition romaine, chez les antiquaires grecs la gémellité des *Martigenae* se lit en creux, occultée par hellénocentrisme, pour taire la violence fratricide qui entache les origines de Rome. Peut-on déceler dans la variante romaine les vestiges de conceptions indigènes antérieures au modèle indo-européen? L'étude de la généalogie menant d'Enée à Romulus et Rémus semble le confirmer. Dans la troisième partie, Alain Meurant nous fait découvrir trois couples rivaux dont les attaches fraternelles se renforcent à chaque génération: Enée et Turnus, frères virtuels, Ascagne et Silvius, demi-frères, puis Numitor et Amulius, frères. Sans être des jumeaux effectifs, ces «doubles mimétiques» manifestent des traits gémellaires qui semblent trahir l'existence d'une structure italique sous-jacente encore méconnue.

Véronique Dasen

Moribus antiquis res stat Romana. Römische Werte und römische Literatur im 3. und 2. Jh. v.Chr.

Hg. von Maximilian Braun, Andreas Haltenhoff und Fritz-Heiner Mutschler. BzA 134. Saur, München/Leipzig 2000. 374 S., 11 Taf.

Die aus zwei Kolloquien des Dresdener Forschungsprojektes «Institutionalität und Geschichtlichkeit» hervorgegangenen Beiträge gliedern sich in drei Gruppen: Die erste «Werte und literarische Kommunikation» enthält zwei grundlegende begriffsgeschichtliche (A. Haltenhoff) und literatur-/kommunikationsgeschichtliche (J. Rüpke) Referate sowie Studienarbeiten zur impliziten und expliziten Provenienz des *mos maiorum* in einzelnen Gattungen, bei einzelnen Autoren oder in einzelnen Werken. Die zweite Gruppe «Werte und visuelle Kommunikation» enthält archäologische Studien. Die dritte ist dem Begriff und der Geschichte des *mos maiorum* aus philologisch fundierter kulturwissenschaftlicher (M. Bettini) und juristischer Sicht (zu *ius* und *mos*: D. Schanbacher) gewidmet.

Dieses Buch transzendierte die bislang vorherrschend in der Klassischen Philologie verankerte Beschäftigung mit den römischen Wertbegriffen durch die facettenreiche Darstellung ihrer Wechselwirkung mit dem *mos maiorum*, der sich als gelegentlich durchaus relativierbare und selbst historischem Wandel unterlegene Orientierungsgröße erweist. Die aktuelle Beschäftigung mit dem *mos maiorum*, die sich vor allem durch interdisziplinäre Öffnung nicht nur innerhalb der alttumswissenschaftlichen Fächer, sondern darüber hinaus durch Verbindung mit kommunikationstheoretischen und linguistischen Gesichtspunkten auszeichnet, macht mehrfach die durch den Untertitel des Bandes gegebenen und insofern nicht ganz wörtlich zu nehmenden chronologischen Beschränkungen hinfällig (vor allem in den Beiträgen von M. Spannagel über die kommunikative Leistung römischer Ehrenstatuen und von B. Borg über die Repräsentation römischer Freigelassener). Das anregende, leserfreundlich gestaltete Buch vermag die Bedürfnisse unterschiedlicher Interessen zu befriedigen.

Werner Schubert

La Révolution romaine après Ronald Syme. Bilans et perspectives. Sept exposés suivis de discussions par Fergus Millar, John Scheid, Sérgolène Demougin, Michael A. Speidel, Klaus M. Girardet, Tonio Hölscher, Andrew Wallace-Hadrill. Conclusion de Fergus Millar. Entretiens préparés et présidés par Adalberto Giovannini. Avec la participation de Philippe Borgeaud et Greg Rowe. Entretiens sur l'Antiquité classique 46. Fondation Hardt, Genève 2000. XII, 342 p.

Les limites de vingt lignes imposées au compte rendu de ce colloque interdisent d'en détailler les contributions, dont le seul énoncé des titres eût occupé le tiers de l'espace imparti. Au seuil de l'investigation qui a réuni sept spécialistes internationaux de l'époque augustéenne, A. Giovannini clarifie la perspective qui a présidé aux travaux; ils visent à commémorer la parution en 1939 de l'un des ouvrages les plus significatifs des études historiques au XX^e s., et à l'appréhender avec le recul que la recherche a généré d'un quintuple point de vue: le fondement institutionnel du principat, les finances publiques, la religion d'Etat dans la vie publique et privée des citoyens, le rôle des petites gens dans l'avènement et la consolidation du principat, le dialogue épistémologique de l'histoire avec l'archéologie. Au terme de l'ouvrage, F. Millar livre la quintessence de l'enquête. Notre connaissance des mesures prises par Auguste dans la durée du service militaire, l'établissement de vétérans et le payement direct des *praemia* a été affinée. Flavius Josèphe constitue une source qui mérite d'être davantage sollicitée à propos du principat d'Auguste; il convient de prendre en compte le régime augustéen sous l'angle de royaumes soumis, et de nouveaux documents raniment une problématique que l'on croyait résolue. Les acteurs mineurs en prise sur les événements ont été en majorité habitants de l'Italie. Une réorientation du questionnement se fait jour: dans quelle mesure est-ce à partir des provinces qu'ont rayonné sur Rome (plutôt que l'inverse) une sensibilité artistique et un goût du luxe autonomes? L'art suscite une question cruciale: a-t-il provoqué un consensus universel? des voix discordantes nous échappent-elles? Alors que les cultes locaux sont romanisés et centrés sur l'empereur, c'est peut-être à la pratique religieuse que la citoyenneté romaine doit sa plus grande signification. La définition de l'*imperium* d'Auguste est confrontée à de nouveaux documents; la légitimité constitutionnelle des actions et décisions du *princeps* préoccupait ses contemporains. Aucune approche rigoureuse de la question augustéenne ne saurait désormais échapper à cette riche moisson de résultats et d'interpellations.

Philippe Brugisser

Rom und das Reich in der Hohen Kaiserzeit 44 v.Chr.–260 n.Chr. Band II: Die Regionen des Reiches.

Hg. von Claude Lepelley. Aus dem Französischen und Englischen übersetzt von P. Riedlberger. Saur, München/Leipzig 2001. XVI, 529 S.

Wie schon den von F. Jacques und J. Scheid verfassten Band über *Die Struktur des Reiches* (s. *Mus-Helv* 57, 2000, 312f.) hat P. Riedlberger nun auch die von C. Lepelley herausgegebene ergänzende Darstellung der einzelnen Regionen und Provinzen zuverlässig ins Deutsche übersetzt. Zwar liegen qualitätsvolle Synthesen zur Geschichte einzelner Gebiete des Imperium Romanum vor, die Teile des vorliegenden Werkes aus der bekannten Reihe *Nouvelle Clio* übertreffen. Auch ist das Werk nicht immer ein zuverlässiger und aktueller Führer in die immer schwieriger überblickbare Forschung. Dennoch wird man diesen zusammenfassenden und allgemeinverständlichen Überblick dankbar zur Hand nehmen. Dass ein solches Unternehmen einem verbreiteten Bedürfnis entgegenkommt, ist klar. So ist 1999 denn auch eine deutsche Reihe *Orbis Provinciarum* begonnen worden (Band 1, hg. v. T. Bechert: *Die Provinzen des Römischen Reiches. Einführung und Überblick*).

Beat Näf

Christian Körner: Philippus Arabs. Ein Soldatenkaiser in der Tradition des antoninisch-severischen

Principats. Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 61. De Gruyter, Berlin/New York 2002. XVI, 435 p., 1 ill.

Cet ouvrage comble une lacune, car il n'existe pas de monographie détaillée récente sur cet empereur. Le sujet est austère car, comme pour beaucoup de princes de cette époque, les sources littéraires sont défaillantes, et l'histoire du règne ne peut être que partiellement reconstituée en recourant à toutes les informations fournies par d'autres types de sources, en partie découvertes récemment: inscriptions, monnaies, papyrus, textes juridiques, données archéologiques. L'histoire de ce règne relativement bref – cinq ans et demi – présente cependant un intérêt disproportionné par rapport à sa durée, car il se situe à la charnière entre la dernière décennie appartenant encore plus ou moins au Haut-Empire et le début de la grande crise. En outre, Philippe a fêté le millénaire de l'*Vrbs*, et passé plus tard pour le premier empereur chrétien: tous ces éléments lui confèrent une signification toute particulière. K. s'est livré à un très patient travail de collection et de synthèse, qui ne laisse de côté aucune information antique et aucune discussion moderne. Il traite tour à tour des sources, de l'origine et de la famille de Philippe, de la chronologie du règne, de l'arrivée au pouvoir, du monnayage, de la défense des frontières, de l'activité juridique (nous possédons 80 réscripts de Philippe, transmis par le *Code Justinien*, et aussi ce que K. appelle le *Code Grégorien*, sans dire clairement que ce recueil, perdu, n'est reconstitué qu'à partir d'une tradition indirecte; il y a sur ce point quelque flou), des sénateurs et procureurs attestés pour ces années (pour lesquels les données prosopographiques sont rassemblées dans un appendice), l'activité édilitaire (en particulier le développement de la ville natale du prince, en Arabie, rebaptisée *Philippopolis*), la célébration du millénaire de Rome (bien distinguée des Jeux Séculaires), de la prétendue conversion de Philippe au christianisme (considérée à juste titre comme une légende), des usurpations, de la chute et de la mort de cet empereur. L'exposé est soigneur, complet et clair, les difficultés tranchées avec prudence, la présentation élégante. Sur la question très épineuse des sources, K. évite de trop s'engager, tout en montrant la fréquente parenté de l'*Epitomé de Caesaribus*, de Zosime et Zonaras (à propos de Zosime, ce qu'il déplore en 2,7,2, c'est la non-célébration des Jeux Séculaires en 314, et non pas, comme *Aurélius Victor* 28,2, la non-célébration des 1100 ans de la Ville en 347; cf. p. 251). Bref, une synthèse sérieuse, qui ne devra manquer dans aucune bonne bibliothèque.

François Paschoud

Es hat sich viel ereignet, Gutes wie Böses. Lateinische Geschichtsschreibung der Spät- und Nach-

antike. Hg. von Gabriele Thome und Jens Holzhausen unter Mitarbeit von Silke Anzinger. BzA 141. Saur, München/Leipzig 2001. 213 S.

Die vorliegenden, durchweg deutschsprachigen Beiträge sind das facettenreiche Ergebnis eines wissenschaftlichen Austausches zwischen der FU Berlin und der Prager Karlsuniversität, dem man die S. 6 in Aussicht gestellte Fortsetzung dringend wünscht. Der Brückenschlag von der Geschichtsschreibung der Spätantike zum Mittelalter und zur Neuzeit unter der Fragestellung, inwieweit sich

daraus ein «Beitrag zur Entstehung und zum Wesen europäischen Denkens einerseits, nationalen Denkens andererseits ergeben könnte» (S. 9), verbindet Bereiche, die lange Zeit nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch getrennt waren. Auf Studien zu den spätantiken Autoren Eutropius (B. Mouchová), Vegetius (V. Marek), Vopiscus/Historia Augusta (F. Mundt), Ammianus Marcellinus (B. Krylová) und Claudian (F. Felgentreu) folgen Beiträge zur mittellateinischen Historiographie (J. Führer zu Gregor von Tours, von dem im übrigen das Motto des Bandes stammt; J. Kalivoda zu Christianus Monachus' Werk im Kontext der mitteleurop. Literatur des 10. Jh.s; K. Elm zur Eroberung Jerusalems und zum 1. Kreuzzug bei Raoul von Caen), wozwischen sich die wichtigen Reflexionen zum Europabegriff in Mittelalter und Neuzeit finden. Beslossen wird der Band mit drei Studien zu neut. Autoren und Themen (W.-W. Ehlers zu J. Wimpfelings *Epithoma* [sic! Zur Orthographie S. 186] *Rerum Germanicarum*; A. Lozar zu N. Heesius' Chronik des Klosters Himmerod; M. Svatoš zum Wandel des Begriffs *patria* im 17./18. Jh.). Die fundierte Einleitung von S. Anzinger und G. Thome deduziert die gemeinsamen Schwerpunktsetzungen und Fragestellungen. Literatur- und Geschichtswissenschaftler können hier, trotz gelegentlich spekulativen Ergebnissen (Kalivoda S. 148ff.), nicht nur sachlich, sondern auch methodisch viel lernen.

Werner Schubert

Karl-Wilhelm Weeber: Alltag im Alten Rom: Das Landleben. Ein Lexikon. Artemis & Winkler, Düsseldorf/Zürich 2000. 373 S., 33 Taf.

Weebers zweiter Band zum Thema «Alltag im Alten Rom» widmet sich dem für das Gros der röm. Bevölkerung lebensbestimmenden Bereich. In alphabetisch geordneten Essays behandelt W. neben den erwartbaren agrarischen Themen, die z.T. von zwei Seiten her beleuchtet werden («Landleben, das nicht so süsse» [S. 161–172] vs. «Landleben, das süsse» [S. 173–183]), auch Dinge wie «Arbeitsgefängnis», «Latrine» etc. Aussagekräftige Quellenzitate und Illustrationen lockern die in unkomplizierter Sprache verfassten Artikel zusätzlich auf. Zahlreiche Brückenschläge zur Gegenwart auf den Pfeilern von Analogie und Kontrast regen zum nachdenkenden Vergleich an. Allerdings wirkt die permanente Verwendung angelsächsischer Terminologie vor allem – aber nicht nur (vgl. S. 288 «amouröse wellness») – aus dem wirtschaftlichen Bereich etwas forciert. Unterrepräsentiert sind ausserrömische Parallelen: S. 55 böte sich zu Macrob. *Sat.* 1,16,11 ein Hinweis auf das bibl. Pendant *Mt* 12,11 an; angesichts des (idealiserenden) Verhältnisses der Städter zum Landleben wäre auf ähnliche Tendenzen in der griech., aber auch der neueren Literatur- und Kulturgeschichte (weltl. und geistl. Hirten- und Idyllendichtung im Kontext der «Schäferei» im 16.–18. Jh.) hinzuweisen; andererseits verlieren sich manche solcher Seitenblicke in nichts mehr zur Sache beitragender Plauderei (S. 225, Kasten am Ende). Jeder Artikel wird beslossen mit Quellen- und Literaturhinweisen. Abgerundet hat W. sein Buch durch eine Handvoll Nachträge zum ersten Band. Im Anhang finden sich z.T. schwer zugängliche Quellen (vier Inschriften, zwei Gebete sowie das ps.-vergilische *Moretum* lt.-dt.). Abkürzungsverzeichnisse (die Auflösung «Herod.» [S. 25] = Herodian fehlt allerdings S. 349), Literaturverzeichnis und Indizes zu lat. und dt. Sachbegriffen (darunter auch «Gartenzwerg» und «Marxismus») helfen, die Fülle des Materials über die Essaygrenzen hinaus zu erschliessen. Insgesamt ein dem Vorgängerband ebenbürtiger Nachfolger!

Werner Schubert

North Pontic Archaeology. Recent Discoveries and Studies. Edited by Gocha R. Tsetskhладze. *Colloquia Pontica* 6. Brill, Leiden/Boston/Köln 2001. XX, 530 S., Abb.

Der Band umfasst 24 Aufsätze; davon hinterlassen die ersten fünf (zu allgemeineren und übergreifenden, auch literarischen Themen) ein etwas gemischtes Gefühl; die übrigen sind auf neuere archäologische Funde und Grabungen an einzelnen Orten des Nordpontos konzentriert. Besonders interessant sind dabei v.a. die neuen Forschungen in der hierzulande unbekannteren Chora von Orten wie Olbia (N. V. Golovacheva/E. Y. Rogov, 143–148), Chersonesos (G. M. Nikolaenko, 177–204) und Nymphaeum (A. M. Butyagin/S. L. Solovyov, 261–284), die oft unüberbaut geblieben ist und wo bereits seit Beginn der griech. Besiedlung systematische Planung und regelmässige Anlagen sichtbar gemacht werden könnten. Einblicke in das tägliche Leben am Rand der griech. Welt (und damit Vergleichsmöglichkeiten mit dem Mutterland) ermöglichen auch die Untersuchungen von ländlichen Siedlungen (z.B. am unteren Dnestr, S. R. Okhotnikov, 91–115) oder befestigten Einzelgehöften. Ein

Problem ist (wie oft) die ethnische Zugehörigkeit der Bevölkerung, über welche die Autoren meist dezidierte Meinungen haben, ohne dass die methodischen Entscheidungsgrundlagen immer klar wären (bes. schwierig bei Gräbern).

Ein deutschsprachiger Lektor wäre nicht nur für die Bibliographie (487–516) nützlich gewesen, sondern v.a. auch für den Beitrag von M. Y. Treister (235–245), wo die vorgestellte hellenistische Bronzestatuette von der Krim acht Mal als «Schulterbauchtypus» [sic] beschrieben wird. Nützlich sind die Rez. von Büchern zum Thema (441–548), nicht ernst zu nehmen dagegen die Kurzbesprechungen von neuen Büchern (459–478), wo rasch klar wird, dass insbesondere bei deutschsprachigen Monographien die Inhaltsangabe nur aufgrund von Titel und Tafelteil gemacht wurde und russischsprachige Publikationen stets gelobt werden, während stereotyp an deutschen Arbeiten kritisiert wird, sie hätten zuwenig «nichtwestliche» Literatur berücksichtigt. Insgesamt ist die Fülle des gebotenen Materials von unterschiedlicher Qualität; ein Index (521–530) ermöglicht eine gewisse Orientierung.

Balbina Bäbler

Klaus Freitag: Der Golf von Korinth. Historisch-topographische Untersuchungen von der Archaik bis in das 1. Jh. v.Chr. Quellen und Forschungen zur antiken Welt 34. tuduv-Verlagsgesellschaft, München 2000. 504 S., 3 Kart.

Nach dem Motto «Die kleinen Meere als Ausgangspunkt der Geschichte» nimmt sich die von Peter Funke (Münster) betreute Dissertation als Raum den Korinthischen Meerbusen vor. Entstanden ist – gleichsam im Periplus mit Beginn in östlicher Richtung der Nordküste entlang – eine Serie von topographisch-historischen Einzelporträts der Golfanrainerorte und deren Hinterland. Freitag stützt sich, unter breiter Benutzung der einschlägigen Forschungsliteratur, vor allem auf literarische Quellen (insbes. historische und geographische), zieht aber, wo relevant, auch epigraphisches und archäologisches Material heran. Eingebettet ist dieser ausführliche Katalog in übergreifende Überlegungen zur Golfregion als antikem Lebens- und Interaktionsraum. Unter diesen Gesichtspunkt fallen die Untersuchungen über die einzelnen Hafenanlagen, die Verkehrs- bzw. Schiffsverbindungen zwischen den einzelnen Orten, die militärisch-strategische Bedeutung des Golfes, z.B. in der Seopolitik der Aitolier und Achäier, sowie die politisch-wirtschaftliche Rolle wichtiger Anrainerstädte wie Sikyon und Korinth. Die Fülle der Auskunft, durch ausführliche Register und eine reiche Bibliographie erschlossen, machen das Buch zu einem wertvollen Nachschlagewerk und einem willkommenen Begleiter im wissenschaftlichen Umgang mit den antiken Siedlungsgebieten am korinthischen Golf.

Margarethe Billerbeck

Zu Wasser und zu Land. Verkehrswägen in der antiken Welt. Stuttgarter Kolloquium zur historischen Geographie des Altertums 7, 1999. Hg. von Eckart Olshausen und Holger Sonnabend. Geographica Historica 17. Steiner, Stuttgart 2002. 492 S., zahlr. Abb.

Die thematisch breite Palette des sorgfältig redigierten Bandes vermittelt einen interessanten Einblick in die vielfältigen Aspekte antiker Mobilität. Neben archäologischen Fragestellungen, besonders zur Topographie von Strassennetzen und Architektur (z.B. im mykenischen Brückenbau), neben Beiträgen zum Verkehr im militärischen Kontext und zu Reisen im privaten Alltag nehmen die Referate über Wirtschaft und Handel einen breiten Raum ein. Für eine allgemeinere altertumswissenschaftliche Leserschaft besonders aufschlussreich dürften etwa die Überlegungen zum Fallbeispiel Delphi sein, dessen Bedeutung als überregionales Heiligtum mit den Transhumanz wegen und dem daraus abzuleitenden Handel erklärt wird (B. Wagner-Hasel). Überzeugend und gleichzeitig spannend ist der Versuch, aus der Sicht der modernen Verkehrspolitik die antiken Berichte über den Stadtverkehr von Ravenna und die Lagunenverbindung zu Aquileia logistisch und ökonomisch zu interpretieren (M. Hascher/H. Sonnabend). Selbst die Homereographie kommt am Beispiel der Strasse von Messina (Skylla und Charybdis) zu neuer Aktualität (A. Wolf). Die Akten des Kolloquiums legen nicht bloss ein beredtes Zeugnis ab von der fruchtbaren Aktivität, welche E. Olshausen im Rahmen der Ernst-Kirsten-Gesellschaft entwickelt hat; durch den reichen Anmerkungsapparat erfüllen sie zugleich die Funktion eines Literaturberichtes über ein weitverzweigtes Forschungsgebiet.

Margarethe Billerbeck

Jörg Rüpke: Die Religion der Römer. Eine Einführung. Beck, München 2001. 264 S., 23 Abb.

Die Religion Roms ist wieder interessant geworden. Im Gefolge der Darstellungen von J. Scheid (*Religion et piété à Rome*, 1985; s. auch *La religion des Romains*, 1998) und dem kollektiven Werk von M. Beard, J. North und S. Price (*Religions of Rome*, 1998), die beide den Grund zu einer neuen Sicht legten, stellt Jörg Rüpke seine Einführung vor, die erste in Deutschland seit Kurt Lattes umstrittenem Handbuch (1964). Anders als Beard/North/Price geht R. nicht chronologisch, sondern systematisch vor: Nach einer substanziellen Einleitung, welche die Charakteristiken von «Religion in der Antike» (9–45, wobei schon hier Rom durchaus im Vordergrund steht) und einen Abriss der Geschichte bis zu Caesar (46–66, was nicht heisst, dass R. die Entwicklungen der Kaiserzeit nicht mitbedenkt) vorlegt, betrachtet er «I Strukturen» (67–136), «II Leistungen» (137–197) und «III Soziale Realität» (199–234). Im ersten Teil dominieren die Riten (Kap. 4), während die Götter (Kap. 3) und die Theologie (Kap. 5, im wesentlichen Varro folgend) nur knapp dargestellt werden. Das Opferritual steht noch einmal im Zentrum von Kap. 6, gefolgt von Gebet und Fluch (Kap. 7), während die Orientierung in Raum und Zeit (Kap. 8 und 9) zwei kurze, aber wichtige Kapitel einnimmt (immerhin hat R. das grundlegende Buch zum römischen Kalender verfasst). Teil III, am knappsten, legt am stärksten Gewicht auf die späte Republik und die Kaiserzeit: «Grossstadtreligion» (199–207) gilt insbesondere den städtischen Kultvereinen, «Spezialisten und Dienstleister» (208–226) betrachtet nicht bloss das religiöse Personal, sondern auch seine Funktion bei Krisen, bes. den «Lebenszyklusritualen»; ein ganz knapper Ausblick auf die Christianisierung (227–234) schliesst die Darstellung. Eine ausführliche Bibliographie (Fussnoten fehlen erstaunlicherweise) und ein detailliertes Register schliessen sich an.

Das Buch hinterlässt beim Rez. einen etwas gemischten Eindruck. Der hier vorgelegten Sicht der römischen Religion kann rückhaltlos zugestimmt werden, und man ist dankbar für die Synthese der neuen Forschungsansätze durch einen hervorragenden jungen Forscher. Doch die Darstellung als solche ist nicht ohne Probleme; der Text macht zu oft in unscharfer Diktion und zu raschen Aktualisierungen den Eindruck eines Vorlesungsmanuskripts, gerade auch verglichen mit der präzisen Eleganz von Scheid und der konzisen Präzision von Beard/North/Price, an denen sich R. messen lassen muss. Eine in allem überzeugende Gesamtdarstellung braucht mehr Zeit und mehr Reflexion, als ihr dieser Autor hat einräumen wollen.

Fritz Graf

John F. Healey: The Religion of the Nabataeans. A Conspectus. Religions in the Graeco-Roman world 136. Brill, Leiden/Boston/Köln 2001. XVI, 242 S., 15 Abb., 2 Kart.

H., ein profunder Kenner semitischer Sprachen und Kulturen, fasst seine bisherigen Erkenntnisse zur Religion der Nabatäer zusammen und setzt sie in einen quellenkritischen Bezug zu der für das Thema relevanten Gesamtorschung, insbesondere zur nabatäisch-aramäischen Epigraphik, zur griechischen Textanalyse, zur antiken Religionswissenschaft und zur Archäologie. Entsprechende Grundsatzfragen werden in Kap. 1 (1–24) erörtert, wobei bewusst gemacht wird, dass eine «tote» Religion wie die der Nabatäer in ihrer seinerzeit gelebten Form nur noch unvollständig rekonstruiert werden kann. Um so wichtiger sind die Fragen nach dem historischen Hintergrund der nabatäischen Religion (Kap. 2, 25–37) sowie ihrer Einbettung in die vorislamische arabische Religion (191–193) und ihre Beeinflussung durch andere semitische und griechisch-römische Götterwelten (13–16; 100–106; 181–191). Unter diesen methodischen Prämissen widmet sich H. im Hauptteil den Orten, an denen nabatäische Religion praktiziert wurde (Kap. 3, 38–79), den einzelnen Gottheiten, die nach genuin nabatäischen (Kap. 4, 80–119) und «fremden» (Kap. 5, 120–154) unterschieden werden, sowie den nabatäischen Kultbildern und Kulthandlungen (Kap. 6, 155–180). Illustrierende Tafeln, eine ausführliche Bibliographie und Indices runden das Buch ab.

Ursula Hackl

Richard Goulet: Etudes sur les Vies de philosophes dans l'Antiquité tardive. Diogène Laërce, Porphyre de Tyr, Eunape de Sardes. Textes et Traditions 1. Vrin, Paris 2001. VI, 425 p.

R. Goulet a eu l'excellente idée de réunir en un volume l'essentiel des articles et conférences qu'il a donnés depuis 1977; il les a munis d'une importante série d'*addenda et corrigenda* (p. 387–398), que l'on ne manquera pas de lire. On ne trouvera qu'un seul inédit (p. 137–144 «Phrécyde, disciple de Pitacos ou maître de Pythagore?»). Le premier article (p. 3–63 «Les vies de philosophes de l'Antiquité

tardive») est une réfection de deux contributions parues respectivement en 1998 et en 1981. La répartition entre les trois auteurs annoncés dans le titre est équilibrée, comme le montrent les titres retenus pour chacun des auteurs soit dans l'ordre (1) Diogène Laërce: (a) «Des sages parmi les philosophes. Le premier livre des *Vies des philosophes* de Diogène Laërce»; (b) «Les références chez Diogène Laërce: sources ou autorités?»; (c) «La classification stoïcienne des propositions simples selon Diogène Laërce VII, 69–70»; (d) «Thalès et l'ombre des pyramides»; (e) «Trois cordonniers philosophes». (2) Porphyre: (a) «Le système chronologique de la *Vie de Plotin*»; (b) «L'oracle d'Apollon dans la *Vie de Plotin*»; (c) «Sur quelques interprétations récentes de l'*Oracle d'Apollon*»; (d) «Porphyre et la datation de Moïse»; (e) «Porphyre, Ammonius, les deux Origène et les autres ...»; (f) «Porphyre et Macaire de Magnésie» et (3) Eunape de Sardes: (a) «Sur la chronologie de la vie et des œuvres d'Eunape de Sardes»; (b) «Prohérésius le païen et quelques remarques sur la chronologie d'Eunape de Sardes»; (c) «Eunape et ses devanciers: à propos de *Vitae sophistarum*» p. 5,4–17 G.»; (d) «Variations romanesques sur la mélancolie de Porphyre»; (e) «Les intellectuels païens dans l'empire chrétien selon Eunape de Sardes». Sans contredit, l'ouvrage aura sa place sur le premier rayon de toute bonne bibliothèque consacrée à l'Antiquité tardive ou à l'histoire de la philosophie.

Jacques Schamp

La philosophie des mathématiques de l'Antiquité tardive. Actes du colloque international Fribourg, Suisse (24–26 septembre 1998). Edité par *Gerald Bechtle et Dominic J. O'Meara*. Editions Universitaires Fribourg Suisse, Fribourg 2000. VIII, 244 p.

Ce recueil présente les habituels travers du genre. Le premier étant d'allécher le lecteur par un titre – amphibologique par succession malheureuse de déterminants – spécieusement prometteur de synthèse pour ensuite l'abandonner à l'hétéroclite de *disiecta membra*. Mais ceux-ci sont de qualité et présentent cet intérêt d'évoquer dans sa racine un des problèmes majeurs des mathématiques: celui de la nature de leur objet. L'Antiquité tardive, époque d'angoisse métaphysique et spiritualiste, voit la mathématique – et le singulier bourbakien est ici particulièrement adapté – retrouver ses racines platoniciennes et surtout pythagoriciennes. Le nombre s'en trouve restauré dans une ontologie religieusement orientée, c'est-à-dire fondatrice d'une théologie spiritualiste et transcendentaliste apte à faire pièce au christianisme. C'est ce souci du religieux qui fait la spécificité de la pensée mathématique de l'Antiquité tardive, et chaque page de ce recueil en témoigne. Mais le temps n'a pas plus effacé ce souci qu'il ne l'a apaisé; et nombreux sont ceux qui cherchent aujourd'hui encore, mais sans oser l'affirmer trop fort, la transcendance dans le nombre, quand ils ne s'écrivent pas comme Georg Cantor, fondateur de la théorie centrale des mathématiques contemporaines: «Dieu nous a donné les nombres entiers!». Un autre aspect que ce recueil met en lumière est l'importance du pédagogique dans une philosophie de ce genre. L'élève parcourt un *cursus* dans lequel les mathématiques et leur interprétation sont autant fondatrices que récurrentes. Le lecteur moderne enfin, voyant un Jamblique montrer que la physique n'est qu'une hypostase des mathématiques, sera peut-être pris d'envie devant ces gens qui ne se demandaient plus pourquoi la nature parle le langage du nombre.

Gérard Fry

Alain Schärlig: Compter avec des cailloux. Le calcul élémentaire sur l'abaque chez les anciens Grecs.

Presses polytechniques et universitaires romandes, Lausanne 2001. 339 S.

Der Autor stellt zunächst fest, dass er dieses Buch als Mathematiker und als «Philhellene», nicht etwa als Archäologe oder als Historiker, geschrieben habe. Es geht ihm um die Arithmetik der alten Griechen und hier um die Frage, wie sie die vier Grundoperationen, also Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division, ausgeführt haben könnten – eine sehr berechtigte Frage angesichts der Art und Weise, in der die Griechen ihre Zahlen dargestellt haben. Er beginnt mit seiner Darstellung dort, wo die Griechen – wie es scheint – mit dem Gebrauch des Abakus begonnen haben (Beginn des 5. Jh.s v.Chr.), und schliesst da, wo sie wohl langsam auch zum schriftlichen Rechnen übergegangen sind (Ende 1. Jh. v.Chr.).

Der erste Teil bringt zunächst ein erstaunlich umfangreiches Inventar von all dem, was man in der Literatur der griechischen Antike und in der modernen Fachliteratur zum Thema finden kann. Dann wird orientiert, wie ausserhalb der griechischen Welt gerechnet worden ist, und abschliessend folgt

eine sorgfältige Untersuchung über Gesichertes, bloss Wahrscheinliches oder nur Hypothetisches. Im zweiten Teil wird sehr ausführlich gezeigt, wie man die Grundoperationen auf einem Abakus in verschiedenen Arten realisieren kann. Der dritte Teil ist der Praxis gewidmet: Der Abakus ist uns in verschiedenen Formen und mit verschiedenen hilfreichen «Zutaten» überliefert; welche der beschriebenen Verfahren eignen sich nun für die Praxis? Ein reich illustriertes, angenehm lesbares Buch, das mathematisch Interessierte und «Philhellenen» gleichermaßen ansprechen wird. Robert Ineichen

Peter Stotz: Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters. 2. Bd.: **Bedeutungswandel und Wortbildung.** HdA II.5.2. Beck, München 2000. XXVI, 482 p.

Il faut saluer la parution de ce volume. Il est en effet réjouissant de voir une aussi vaste entreprise suivre son chemin éditorial avec autant de célérité, de vertu et de conséquence. Fidèle à une doctrine dont j'ai déjà eu l'occasion d'applaudir ici la salubrité, Peter Stotz, délaisse une fois de plus les voies de la théorie, pour fournir à qui voudra les exploiter des matériaux disposés selon une méthode empirique et intuitive qui rappelle par plus d'un trait celle qui s'observe dans le *ThIL*. Passant des voies de la résémantisation à celles de la néologie, le lecteur prend conscience au fil des pages du poids de l'approche diachronique traditionnellement appliquée aux transformations morpho-sémantiques de la *lexikalische Morphologie* (p. XI), une expression heureuse – et néologique? – de l'auteur. Celui-ci fait valoir que le latin médiéval, langue dépourvue de locuteurs natifs, c'est-à-dire morte au sens linguistique du terme, ne vit pourtant pas que comme un objet de tradition, ou comme marqueur social, pourrait-on ajouter, mais bien comme outil véhiculaire. Cela rend d'autant plus précieux le classement en catégories socio-linguistiques fourni dans la première partie du livre (p. 6–106). On y verra un pont vers une approche synchronique encore à venir, mais seule à même de permettre l'évaluation correcte d'un conservatisme ou d'une néologie. Les transformations sémantiques (modifications de champ, tropes) font l'objet de la deuxième partie (p. 106–228). La dernière partie (p. 231–482) présente la *Wortbildung* de manière presque exclusivement diachronique. Le linguiste y observe avec intérêt la lutte des mêmes forces, mais en plus sauvage, que celles qui ont structuré les mots du latin classique. Le philologue pensera «analogie» et «anomalie».

Gérard Fry

Letteratura latina medievale (secoli VI.–XV.). Un manuale a cura di Claudio Leonardi e di Ferruccio Bertini ... [et al.]. Millennio medievale 31, Strumenti 2. SISMEL, Edizioni del Galluzzo, Florenz 2002. XII, 512 S.

Mundus in gutta ist man versucht zu sagen angesichts dieser knappen, aber überaus reichhaltigen Literaturgeschichte, die es in dieser Art bisher nicht gegeben hat, eine gut lesbare – im Einzelnen freilich auch einige Uneausglichenheiten enthaltende – Darstellung, die das ganze mittelalterliche Jahrtausend umspannt, einschliesslich der Zeit, die man, zumal was Italien angeht, bereits der Renaissance zuzählen wird. Die dahinter stehende Idee war einfach und mutet fast etwas mechanistisch an, aber der Erfolg gibt ihr Recht: Je einem Autor wurde ein Jahrhundert übertragen; schliesslich haben sich ihrer acht in die Aufgabe geteilt: Der Initiator und Herausgeber, Claudio Leonardi, steuert, nebst einer einleitenden Betrachtung, je eine kurz gefasste Überschau über das 6. und das 10. Jh. bei. Drei Beiträge sind aus dem Englischen bzw. dem Deutschen übersetzt, so die kompetente Darstellung des 8. Jh.s von Michael Lapidge, der dem 9. Jh. gewidmete, stark auf die Interpretation einzelner Texte zugeschnittene Beitrag von Peter Christian Jacobsen und der souveräne, gut austarierte und genussvoll zu lesende Überblick über das 12. Jh. von Peter Dronke. Die verbleibenden Jahrhunderte sind von ausgewiesenen italienischen Fachleuten kenntnisreich behandelt: Giovanni Polara hat das 7. Jh. übernommen, Ferruccio Bertini das elfte. Die Behandlung des 13. Jh.s liegt in den Händen von Emore Paoli, die des 14. Jh.s, mit besonders eingehender Behandlung von Dante und Petrarca, in denen von Enzo Cecchini. Gewidmet ist das Werk dem Andenken von Lucia Cesarini Martinelli, der Autorin, welche in ihrem Beitrag wichtige Grundzüge der lateinischen Literaturgeschichte Italiens im 15. Jh. herausgearbeitet hat, jedoch das Erscheinen dieses Gemeinschaftswerkes nicht mehr erleben durfte.

Jedem Beitrag ist eine Literaturliste, vielfach sogar ein ausgebauter Wegweiser zu den einzelnen behandelten (oder wenigstens erwähnten) Autoren beigegeben. Das Ganze wird gut erschlossen durch die von Rossana Guglielmetti angefertigten Indices. Das Gesamtwerk erscheint ausserdem,

aufgeteilt auf drei schmale Bände, als Paperback-Ausgabe. Ein hervorragender Zugang zur lateinischen Literatur des Mittelalters auch für aussenstehende Interessierte.

Peter Stotz

Liber de pomo. Buch vom Apfel. Eingeleitet, übersetzt und kommentiert von *Elsbeth Acampora-Michel*. Klostermann Texte Philosophie. Frankfurt a.M. 2001. XII, 203 S.

Einer gern vergessenen platonischen Bestimmung zufolge bedeutet Philosophie zu treiben sterben lernen. Der *Liber de pomo* ist ein gewichtiges Zeugnis dieser Tradition, die sich selbst in den drei grossen Buchreligionen des Mittelmeerraums jenseits der religiösen Gewissheiten in immer neuen Versuchen der philosophischen Todesbewältigung niederschlägt. Dem platonischen *Phaidon* nachempfunden, gibt sich das kurze Schreiben als des Aristoteles eigener Bericht über seine letzten, durch den Geruch eines Apfels zusätzlich verlängerten Stunden im Kreise seiner Schüler. Zwar ist die facettenreiche arabische und hebräische Geschichte dieses Textes nach wie vor nur fragmentarisch aufgearbeitet, dank Acampora-Michel liegt jetzt aber zumindest die von König Manfred zwischen 1251 und 1258 veranlasste lateinische Übersetzung, von der immerhin 104 Handschriften bekannt sind, in einer neuen Ausgabe vor. Auch wenn sich die Herausgeberin hinsichtlich des lateinischen Textes mit der Wiedergabe der Edition von Marianus Plezia (*Aristotelis qui ferebatur Liber de Pomo*, Auctorum Graecorum et Latinorum Opuscula Selecta II, Varsoviae 1960) begnügt und nach wie vor nicht alle Fragen geklärt sind, die dieses eigenartige philosophische Dokument aufwirft, garantieren die sorgfältige deutsche Übersetzung, die dem lateinischen Text beigegeben ist, sowie die ausführliche historische Einleitung und der detaillierte Kommentar zumindest, dass dieser Versuch, dem Leben angesichts des Todes einen Sinn abzugeben, fürderhin nicht mehr ganz so sang- und klanglos verhallt.

Thomas Ricklin

Erasmus Roterodamus: Opera omnia.

VI: Novum Testamentum ab Erasmo recognitum. 2: Euangelium secundum Iohannem et Acta Apostolorum. Ed. *Andrew J. Brown*. Elsevier, Amsterdam etc. 2001. XII, 516 S., 2 Abb.;

VI 5: Annotationes in Novum Testamentum. Pars prima. Ed. *P. F. Hovingh*. Elsevier, Amsterdam etc. 2000. XII, 653 S., 3 Abb.

Ein was den Umfang wie auch die Nachwirkung betrifft wichtiger Teil von Erasmus' Gesamtwerk gilt der Erschliessung des Neuen Testaments. 1516 publizierte er die *editio princeps* des griechischen Textes, eine sprachlich revidierte Fassung des Vulgata-Textes und *Annotationes*, in denen er Überlieferungs-, Übersetzungs- und interpretatorische Probleme erläuterte. Ab 1517 versuchte er einer weiteren Öffentlichkeit den Zugang zum NT durch Paraphrasen zu den einzelnen Büchern zu erleichtern, ein leserfreundliches Genus, welches die 1516 versuchte Übersetzung und Kommentierung amalgamierte und Erasmus weniger Einschränkungen auferlegte (s. *MusHelv* 56, 1999, 266). Ebenfalls kurz nach Erscheinen der ersten Auflage des NT beginnt als Folge des grossen Erfolgs, aber auch der heftigen Kritik die lange Reihe der Apologien, in denen sich Erasmus sowohl für sein Projekt generell als auch für einzelne Entscheidungen zu rechtfertigen suchte. Mit der ersten Auflage war Erasmus' Arbeit nicht abgeschlossen; bis an sein Lebensende überarbeitete er sein NT: am wenigsten den griechischen Text, mehr seine Vulgata-Revision, am ausführlichsten seine Anmerkungen. Insgesamt erschienen fünf Auflagen. Der Gegenstand sind meist sprachliche *minutiae*, die jedoch oft weitreichende theologische Implikationen haben.

Bis anhin war es in Ermangelung einer kritischen Ausgabe mit grossem Aufwand verbunden, die in subtiler Argumentation sich manifestierende Evolution von Erasmus' Arbeit am NT zu verfolgen, und die Lektüre der einzelnen Apologien war umständlich. Eine kritische Ausgabe war also ein dringendes Desiderat. Um so erfreulicher, dass in der Amsterdamer Erasmus-Gesamtausgabe nach einzelnen Apologien (s. z.B. *MusHelv* 54, 1997, 266) und Paraphrasen nun mit den beiden hier anzusehenden Bänden Teile von Erasmus' Hauptarbeit am NT vorgelegt werden. Die Bearbeitung des eng verflochtenen riesigen NT-Komplexes durch verschiedene Herausgeber stellt grosse editorische und Koordinationsprobleme und wird zwangsläufig zu Überschneidungen und Unterschieden zwischen den einzelnen Bänden führen, die man jedoch gerne in Kauf nimmt. Sicher ist, dass mit jedem erschienenen Band die Arbeit der nachfolgenden Editoren beträchtlich erleichtert wird.

Die beiden vorliegenden Bände erfüllen alle Erwartungen. Browns Edition bietet den griechischen und den lateinischen Text in zwei parallelen Spalten, die je mit einem eigenen kritischen Apparat versehen sind. In den ausgezeichneten Erläuterungen werden Erasmus' Abweichungen von der Vulgata (Brown unterscheidet zwischen dem von Erasmus benutzten Text und dem heutigen) und von den von Erasmus benutzten griechischen Manuskripten vermerkt und die möglichen Gründe dafür diskutiert. Als sekundäres Werk, in dem unzählige Lesarten und Übersetzungsvarianten diskutiert werden, sind die *Annotationes* drucktechnisch schwierig in einer ansprechenden und übersichtlichen Form zu präsentieren. Hovingh hat diese Aufgabe aber ausgezeichnet gelöst. In seinem Kommentar weist er vor allem die von Erasmus benutzten (und von ihm nur zum Teil genannten) früheren Kommentatoren nach. Beide Bände füllen eine seit langem bestehende Lücke und sind für einschlägige Forschungen von unschätzbarem Wert. Es steht zu hoffen, dass die Edition des gesamten NT-Komplexes zügig vorangetrieben wird.

Ueli Dill

Daniela Evers: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Zur Bedeutung und Funktion der Bearbeitungen antiker mythologischer Erzählungen in der Kinder- und Jugendliteratur des 19. Jahrhunderts. Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft 25. Röhrig, St. Ingbert 2001. 300 p.

Sur un sujet presque vierge de toute production savante, D. Evers livre à partir de sa thèse une étude aussi rafraîchissante que stimulante. L'intérêt de l'Allemagne, et des pays germaniques en général, pour la littérature de jeunesse explique la réalisation de travaux comme celui-ci, qui à travers la mythologie fait originalement se rencontrer la littérature enfantine et la philologie classique. L'époque choisie, le XIX^e siècle, n'est pas neutre; c'est celle de la pleine expansion de l'*Altertumswissenschaft*, comme de la production éditoriale dans sa globalité. Avec clarté, précision et modestie, l'auteur rend consciencieusement justice à un sujet que tout ici contribue à rendre aimable.

Des trois parties, c'est la seconde qu'on est en droit de préférer, après les généralités théoriques du début sur le genre particulier de la littérature pour enfants et les remarques insuffisamment approfondies de la fin sur la fonction pédagogique des textes étudiés. Cœur et corps de la monographie, les neuf ouvrages racontant dans une prose facile des histoires issues de la mythologie classique donnent véritablement la parole aux textes et aux œuvres, parmi lesquels deux livres de femmes-écrivains. Lisant pour nous et avec nous ces ouvrages méconnus du public adulte et plus particulièrement érudit, D. Evers reconstitue le chemin de leur élaboration et donne à apprécier leur singularité. Jamais elle ne cherche à prouver que ce sont de grands livres; grands ou plutôt importants, ils le furent pourtant en leur temps, par la mission plus ou moins explicite qu'ils remplirent. Ouvrant par le rêve aux enfants de leur siècle la voie vers la réalité du monde, ils contribuèrent à les constituer complémentairement en individus et citoyens («Sozialisation durch/zur Literatur»).

Pascale Hummel

Volker Riedel: «Der Beste der Griechen» – «Achill das Vieh». Aufsätze und Vorträge zur literarischen Antikerezeption II. Jenaer Studien 5. Bussert & Stadeler, Jena 2002. V, 348 S.

Die vierzehn in diesem Bande vereinigten, an verstreuten Orten publizierten (mit einer Ausnahme zwischen 1996 und 2000 verfassten) Artikel bilden eine Fortsetzung und Ergänzung der in den *Studien zur Antikerezeption* Bd. I (s. *MusHelv* 57, 2000, 325) und in der umfassenden Gesamtdarstellung der Antikerezeption in der deutschen Literatur (s. *MusHelv* 58, 2001, 272f.) vorgelegten Arbeiten des Verf. Die Beiträge sind neu bearbeitet im Hinblick auf den weiteren Zusammenhang, in dem sie hier erscheinen, und durch Querverweise miteinander verbunden. Sie bieten zugleich eine auf den neusten Stand nachgeführte kritische Übersicht über die für den Nichtspezialisten kaum mehr überblickbare Forschungsliteratur. Der Band ist nach Sachgruppen in drei Teile gegliedert. I (S. 11–60): vier Essays zu antiken Mythen und den Wandlungen ihrer Rezeption im Mittelalter und in der Neuzeit (Prometheus; der Trojanische Krieg, Odysseus, «Sosia philosophus». Ein Amphitryon-Motiv). Das Schwergewicht liegt auf II (S. 63–157): fünf Aufsätze zu Goethe, dessen Beziehung zur Antike in ihrer eigenen Entwicklung (besonders willkommen die ergänzte, chronologisch geordnete Bibliographie, S. 85–89), im Umkreis seiner Zeitgenossen und unter der Perspektive der grundlegend veränderten Voraussetzungen zwischen der Literatur des 18. und des 20. Jh.s betrachtet wird. III (S. 161–242): fünf

Untersuchungen zum gebrochenen bis provokativ abwertenden Antikeverständnis in der Literatur des 20. Jh.s, ausgehend von der kontroversen Rezeption von Nietzsches Antithese des Dionysischen und des Apollinischen. Die klare, auf jeden modischen Jargon verzichtende Darstellung macht das Buch zur anregenden Lektüre für den Spezialisten wie für den interessierten Laien. Durch ein Personen- und Werk- sowie ein Sach- und Ortsregister (S. 319–348) wird die ausserordentlich reiche, präzis dokumentierte Information für den Gebrauch zur weiteren Arbeit erschlossen. Thomas Gelzer

Maria R. Alföldi: *Gloria Romanorum. Schriften zur Spätantike*. Zum 75. Geburtstag der Verfasserin am 6. Juni 2001. Hg. von Heinz Bellen und Hans-Markus von Kaenel. Historia Einzelschriften 153. Steiner, Stuttgart 2001. XII, 381 S., zahlr. Abb.

Der Band, der anlässlich des 75. Geburtstages von Maria R. Alföldi herausgegeben wurde, umfasst 31 Studien der Jubilarin zur Geschichte der Spätantike, die zwischen 1955 und 2000 entstanden sind. Sie sind nach den Themenkreisen Constantin, Trier, Römer und Germanen, Bilder und Münzen zusammengestellt. Beiträge, die ursprünglich in italienischer Übersetzung publiziert wurden, sind in der deutschen Originalfassung abgedruckt. Im Anhang findet sich ein Schriftenverzeichnis der Verfasserin. Indizes sind leider nicht vorhanden. Sie hätten das reiche Material erst wirklich erschlossen. Die Seitenzahlen der Erstveröffentlichung sind verdienstvoller Weise in den Text eingefügt, den Ort der Veröffentlichung muss man allerdings mit Hilfe des Schriftenverzeichnisses herausfinden. Die in diesem Band vereinigten Schriften sind dort mit einem Stern gekennzeichnet.

Anders als der Titel des Sammelbandes vermuten lässt, betreffen die Beiträge nicht nur die Spätantike. So befasst sich der Aufsatz über «Epigraphische Beiträge ...» (288–300) fast ausschliesslich mit Zuständen zu Beginn des 2. Jh.s n.Chr. mit einer Interpretation von *CIL VI* 44 und ergänzenden Inschriften. Dies ist auch im ursprünglichen Titel nicht ohne weiteres zu erkennen.

Die Studien gehen, wie bei den Interessen der Jubilarin kaum anders zu erwarten, fast immer von numismatischen Problemen aus, was die Titel oft nicht erkennen lassen, und nehmen von diesem Ausgangspunkt her unterschiedliche historische Fragen in Angriff. Mehr technisch-numismatischen Charakter haben vor allen Dingen die Abhandlungen unter dem Abschnitt Münzen (288–367).

Weil eine Reihe von Beiträgen in schwer zugänglichen Zeitschriften oder Festschriften veröffentlicht worden ist, spiegeln sie nicht nur das breite Interesse der Verfasserin und ehren diese, sondern bietet ihr Wiederabdruck auch ein sehr nützliches Arbeitsinstrument. Joachim Szidat

Fritz Gschnitzer: *Kleine Schriften zum griechischen und römischen Altertum*. Band I: *Frühes Griechentum: Historische und sprachwissenschaftliche Beiträge*. Hg. von Catherine Trümpy und Tasilo Schmitt. Historia Einzelschriften 149. Steiner, Stuttgart 2001. XXXII, 368 S.

Im ersten Band der *Kleinen Schriften* des Heidelberger Althistorikers Fritz Gschnitzer sind 26 (z.T. sonst schlecht zugängliche) Aufsätze aus den Bereichen «Stammesnamen», «Mykenologie», «Homer», «Politische Geschichte des frühen 1. Jtsd.» und «Etymologisch-semantiche Studien» vereinigt. Fast alle können als Vorbilder gelebter Interdisziplinarität gelten. Am bemerkenswertesten sind jene Arbeiten, in welchen mit linguistischer Methodik aus unscheinbarem Sprachmaterial Rückschlüsse auf geschichtliche Entwicklungen gezogen werden. So belegt G. u.a. anhand der Ableitungsbeziehungen geographischer und ethnischer Namen die historische Priorität der Stammstaaten vor den Stadtstaaten (24–50) und weist sogar im mykenischen Namenmaterial Spuren alter Stammesnamen nach (82–98). Die stadtstaatliche Ordnung ist nicht genuin griechisch, sondern ursprünglich nahöstlich (233–248). Das Staatsdenken Karthagos lässt vermuten, dass die phönizische Kultur auch das politische Denken der Griechen beeinflusste (249–260).

Man muss G.s analytischen Standpunkt nicht teilen, um mit Gewinn die sozialgeschichtlichen Beiträge zu Homer zu lesen, wonach der homerische König zumindest im Idealfall keine autokratische Freiheit geniesst, sondern vom Ältestenrat und der von diesem geleiteten Volksversammlung «kontrolliert» wird (182–232); davon abweichende Passagen sind in der Regel aus der Erzähllogik heraus begründbar (142–164).

Die Frage, ob lexikalische Übereinstimmungen des Mykenischen mit dem späteren Griechisch kulturelle Kontinuität über die dunklen Jahrhunderte hinweg belegen, verdient Beachtung unabhängig

davon, ob das Belegmaterial (etwa aus der Haushaltslexik) aussagekräftig genug ist (106–131). Unter den Etymologika besonders anregend ist die Untersuchung zum Adjektiv (* $\lambda\eta\mu\tau\omega$ ς «öffentlich», das dem Begriff der $\lambda\epsilon\tau\omega\gamma\iota\alpha$ zugrunde liegt (313–330).

Eine kurze Liste von aktualisierenden Nachträgen, ein ausführliches Wort- und Namenregister sowie ein etwas knapper Sachindex vervollständigen das reichhaltige Werk. Andreas Willi

Heinz Haffter (1905–1998). *Unsichtbare Gegenwart. Erinnerungen.* Mit Bibliographie ab 1970 hg. von Heinrich Marti und Hans Jörg Schweizer. Verlag H. J. Schweizer, Baden 2001. 40 S.

Mit dem hübschen Bändchen haben zwei von Haffters Schülern einen würdigen Beitrag zum An- denken an den Zürcher Latinisten gestaltet. Vier an abgelegenen Orten publizierte Erinnerungen zeigen H. mit seinen weit über die Philologie hinausreichenden Interessen an Kunst und Musik und mit seiner persönlichen Anteilnahme in vier Bereichen seines Lebens, die ihm wichtig waren: in München und Kiel, in Vahrn und in Winterthur. Von besonderem Interesse sind für die Philologen die Erinnerungen an Giorgio Pasquali als Gastprofessor in Kiel 1928 und die Darstellung Eduard Wölfflins, des Begründers des *Thesaurus Linguae Latinae*, als Musiker: als aktiver Klavier-, Orgel- und Violin- spieler, Musikkritiker, Freund bedeutender Musiker und als Komponist, dessen Kenntnisse ihren Niederschlag in den Münchener Sitzungsberichten «Zur Geschichte der Tonmalerei» (1897 und 1898) fanden. Dazu konnte H. vorbereitende Notizen aus dem handschriftlichen Nachlass in der Winterthurer Stadtbibliothek beibringen. Thomas Gelzer

Theodor Ladewig: Schriften zum römischen Drama republikanischer Zeit. Hg. von Ursula Gärtner und Ekkehard Stärk. BzA 61. Saur, München/Stuttgart 2001. 281 S.

Den innovatorischen Rang der Mitte des 19. Jhs verfassten Arbeiten Theodor Ladewigs (1812–1878) zum republikanischen Drama – vornehmlich den Komödien des Plautus – durch eine Wieder- veröffentlichtung der wichtigsten Schriften (allerdings unter Verzicht auf Ladewigs einschlägige Rezensionen und seiner «Beiträge zur Kritik des Terentius» 1858) gebührend zu würdigen ist die Ab- sicht dieses Bandes, zu dem der früh verstorbene Gelehrte E. Stärk als Anhang ein instruktives Schlusskapitel (269–281) verfasst hat. Ladewig hat neue Horizonte eröffnet dadurch, dass er Gemein- samkeiten und Unterschiede der griechischen und der römischen Dramenproduktionen nach ihren (nicht nur literatur-)historischen Prämissen befragte. Sein Rang als Begründer der Kontaminations- und der modernen Quellenforschung wurde in den letzten Jahren von E. Lefèvre und seinen Schülern mehrfach erhärtet; vor allem zur Frage nach der Originalität der Palliata, die Ladewig mit einer Peri- odisierung nach Nähe und Ferne zum volkstümlichen italischen Schauspiel verbindet, hat er neue Antwortmöglichkeiten eröffnet. Die Studien sind in zwei Sektionen (S. 1–193: Komödie, in der Hauptsache zu Plautus; darüber hinaus die originelle Studie «Ueber den Kanon des Volcatius Sedigitus»; 195–248: Tragödie, darunter die lat. geschriebenen *Analecta scenica*) jeweils chronologisch ge- ordnet. Während in den Arbeiten zur Komödie Spekulationen von Forschungskollegen, darunter vornehmlich «Hr. Weise», «Hr. Vissering» sowie Bothe und Ritschl, zurückgewiesen werden, erlaubt sich Ladewig in seinen Studien zur Tragödie durchaus manch ähnliche Gedanken, deren hypothetischen Charakter er indes selbst einräumt. Die knappe Vorbemerkung von U. Gärtner und E. Stärk gibt Aufschluss über die (im übrigen vorzügliche, so gut wie druckfehlerfreie) redaktionelle Arbeit, v.a. was die Anpassung der Vers- und Fragmentzählung an die massgebenden Editionen sowie die Aufschlüsselung der Literaturangaben betrifft. Die Anhangsteile bieten neben Stärks Aufsatz ein Verzeichnis der von Ladewig zitierten Literatur, ein Schriftenverzeichnis des Forschers sowie einen Stellenindex in Auswahl. Werner Schubert

Peter Lebrecht Schmidt: Traditio Latinitatis. Studien zur Rezeption und Überlieferung der lateini- schen Literatur. Hg. von Joachim Fugmann, Martin Hose und Bernhard Zimmermann. Steiner, Stuttgart 2000. 378 S.

Die 24 gewählten Beiträge aus den weit über 80 im Anhang des Bandes angeführten Publikationen sind repräsentativ für das Anliegen des Konstanzer Emeritus, die Geschichte der lateinischen Litera- tur von der Antike bis in die Neuzeit ebenso wie das Fach Latinistik als Ganzes zu sehen. Als zentral

erscheint mir der Aufsatz «Rezeptionsgeschichte und Überlieferungsgeschichte der klassischen lateinischen Literatur» (1995), in dem die Recensio als der Punkt definiert wird, an dem sich die Interessen des Rezeptionshistorikers und des Textkritikers treffen (sollten) (90). Schmidts Studien zu Ciceros, Valerius Flaccus', Claudians und Dracontius' Überlieferung einerseits, zu Ciceros, Livius', Senecas und Horazens Rezeption andererseits gewähren erhellende Einblicke in den Umgang mittelalterlicher und neuzeitlicher Dichter, Denker und Sammler mit antiken Texten, wobei sich immer wieder stemmatologisch relevante Erkenntnisse ergeben. In den ausgewählten Beiträgen zur mittel- und neulateinischen Literatur vermittelt Schmidt wichtige Impulse, Texte vor allem aus Petrarcas Œuvre, aber auch des Ovid-Resipienten Petrus Lotichius Secundus und Jakob Baldes in den Kanon der Schullektüre aufzunehmen, zumal sich an solchen Autoren zeigen lässt, dass es «seinerzeit literarisch-ästhetische Qualitäten waren, die eine lebendige Rezeption garantiert haben» (350). Der «Rang» von Johannes Vallensis' *Compendiloquium* (13. Jh.) als erste Literaturgeschichte der paganen Antike wird erhärtet; am Beispiel der Rezeption Claudians durch Balde (in *Regnum poetarum*) wird überdies aufgezeigt, wie ästhetische Einschätzung und präzises politisches Kalkül ineinander greifen.

Werner Schubert

Giovanna Alvoni: Altertumswissenschaften digital. Datenbanken, Internet und e-Ressourcen in der altertumswissenschaftlichen Forschung. Mit Beiträgen von Ulrich Rausch. Studienbücher Antike 5. Olms, Hildesheim/Zürich/New York 2001. 191 S.

In dieser kompakten Einführung werden alle wichtigen Einsatzgebiete des Computers in der Altertumswissenschaft behandelt. Die einzelnen Themen werden dabei in einer auch für Anfänger verständlichen Sprache sehr praxisnah vorgestellt, für speziellere Informationen werden weiterführende Literaturhinweise und Links genannt. Ein nützliches Glossar sowie ein Register runden das Buch ab, das erfreulich wenige Druckfehler aufweist. Die versprochene Aktualisierung der Links auf der WWW-Seite des Verlags scheint allerdings nur sehr sporadisch zu erfolgen.

Das einleitende Kapitel greift sehr weit in die Geschichte des Computers zurück; der Nutzen dieses etwas theoretischen Abrisses für die Zielgruppe dürfte eher gering sein. Den weitaus grössten Teil des Buches nimmt das zweite Kapitel über «bibliographische Forschungen» ein. Das Arbeiten mit bibliographischen CD-ROM-Datenbanken wird ausführlich behandelt, etwas knapper entsprechende Online-Datenbanken und elektronische Bibliothekskataloge. Auch die Einführung in das Internet (knapp 40 S.), die erfreulicherweise auch das Thema Sicherheit behandelt, verbirgt sich in diesem Abschnitt. Im dritten Kapitel werden alle wichtigen Volltextdatenbanken für die griechische (TLG) und lateinische Philologie (u.a. PHI, *Bibliotheca Teubneriana Latina*, Poesis) ausführlich vorgestellt, leider ohne Berücksichtigung von Software für Apple Macintosh. Hier hätte auch auf das Arbeiten mit Konkordanzprogrammen eingegangen werden können. Im letzten Kapitel wird das Thema E-Mail behandelt, bei den Mailing-Listen und Newsgroups hätte vielleicht auch eine kürzere Darstellung ausgereicht. Trotz dieser kleineren Mängel sowie einiger weniger Ungenauigkeiten in der Verwendung der deutschen Fachsprache ist das Buch für alle sehr zu empfehlen, die eine Einführung in das Arbeiten mit elektronischen Bibliographien und Textdatenbanken suchen. Henning Lühken

The Oxford Classical Dictionary. Third Edition on CD-ROM, Version 1.0. Edited by Simon Hornblower and Antony Spawforth. Oxford University Press, Oxford 2000. 1 CD-ROM für Windows 95/98/NT mit Booklet (17 S.).

Die dritte Auflage des *OCD* erschien 1996 und ist bereits hinreichend gewürdigt worden, vgl. R. Rees, *CR* 112, 1998, 461–463. Hier soll daher lediglich die Umsetzung in das neue Medium analysiert werden. Die Installation verläuft problemlos; für die Benutzung muss leider die CD-ROM stets im Laufwerk verbleiben, auch wenn alle Daten auf die Festplatte kopiert wurden. Unverständlich erscheint die Beschränkung auf das Betriebssystem Windows, zumal die Software auf einem WWW-Browser aufsetzt und auf einem gängigen Datenbankprogramm basiert – eine Portierung auch auf Apple Macintosh oder Unix/Linux sollte an sich nicht schwierig sein. Suchen nach Worten oder Wortteilen lassen sich einfach und schnell durchführen, es können auch mehrere Begriffe durch Boolesche Operatoren (und, oder, nicht) kombiniert werden. Sehr praktisch ist, dass (zusätzlich zu den als Links

gestalteten Querverweisen) per Doppelklick auf ein Wort im Text sofort geprüft werden kann, ob ein entsprechendes Lemma vorhanden ist – einfacher geht es nicht. Für leichte Verwirrung sorgt bisweilen die Anzeige der Ergebnisse, z.B. ergibt die Suche nach «Apuleius» als Treffer mit höchster Relevanz ein Lemma «Works», das sich bei näherer Betrachtung als Teil des Lemmas «Apuleius» entpuppt – hier wäre eine sofortige Anzeige der Hierarchien hilfreich. Auch nach Installation eines Updates ist es offensichtlich unter Windows 98 und Word 2000 (anders als unter Windows 95 und Word 97) nicht möglich, Daten als Word-Datei zu exportieren; lediglich der HTML-Export funktioniert. Die Artikel können jedoch auch direkt aus dem Programm gedruckt werden. Die Möglichkeiten des neuen Mediums werden trotz der genannten kleineren Schwächen insgesamt gut genutzt; erfreulich ist in jedem Fall der im Vergleich zur gedruckten Fassung deutlich günstigere Preis. Leider wurde der Vertrieb der CD-ROM schon kurz nach Erscheinen eingestellt; eine leicht verbesserte Neuauflage wäre jedoch unbedingt wünschenswert.

Henning Lühken

Daniel Riaño Rufilanchas: *Aplicaciones de Macintosh a la Filología Clásica*. Ediciones Clásicas, Madrid 1998. X, 180 S.

Gleich in zweifacher Hinsicht enthält dieses Buch mehr, als der Titel verspricht: Schon ein Blick in das detaillierte Inhaltsverzeichnis zeigt, dass hier ein umfangreicher Softwareratgeber erstellt wurde, in dem praktisch alle für die Arbeit eines klassischen Philologen relevanten Anwendungen kurz vorgestellt werden – vom Textverarbeitungsprogramm bis zum Zeichensatzeditor, von der Volltextdatenbank bis zum Kollationsprogramm, vom Antivirenprogramm bis zum Utility zur besseren Speicherverwaltung findet man hier eine kurze Beschreibung und Hinweise auf Bezugsmöglichkeiten, die auch mit nur elementaren Spanischkenntnissen verständlich sind. Die Beschränkung auf das Betriebssystem Apple Macintosh ist zudem bei den Volltext- und bibliographischen Datenbanken sinnvollerweise aufgehoben; hier werden auch Windows-Programme vorgestellt – nicht ohne auf entsprechende Emulationssoftware hinzuweisen, die diese Programme für Mac-Anwender nutzbar macht.

Nach einem eher theoretischen Kapitel über die Grundlagen der Macintosh-Nutzung werden zunächst Zeichensätze und entsprechende Hilfsprogramme behandelt. Es folgen ein Überblick über Textverarbeitungs- und Datenbankprogramme sowie Hinweise zum Scannen. Das Kapitel über fachspezifische Datenbanken behandelt ausser zahlreichen griechischen und lateinischen Volltextdatenbanken auch Sammlungen zur Papyrologie und Epigraphik sowie Bibliographien. Anschliessend werden Spezialprogramme zur grammatischen Analyse, Editionstechnik und Konkordanzerstellung beschrieben. Die letzten beiden Kapitel stellen Hilfsprogramme aller Art sowie Techniken zu Datenaustausch und -konvertierung vor. In den vier Appendices schliesslich folgen ein Überblick über klassische Philologie im WWW, ein Glossar wichtiger Fachbegriffe, die Bezugsadressen der Softwarehersteller sowie ein ausführlicher thematischer Index.

Angesichts der schnellen Entwicklung in der elektronischen Datenverarbeitung wäre eine aktualisierte Neuauflage äusserst wünschenswert; sollte es möglich sein, diese in englischer Sprache zu realisieren, wäre dieser Softwareführer ein Muss für alle klassischen Philologen, die mit dem Mac arbeiten.

Henning Lühken